This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0423 5359

Das Paradies am Dniester

von

Sacher-Masoch.

R
902
S12
1882
LANE
HIST

The man of ill-fame who gave "Masochism" its name!

LANE

MEDICAL LIBRARY

GIFT
August von Borosini, M.D.

Dr. August J. von Bereshal
6400 Moore Drive
Los Angeles 48, California

Franny Leupold

Das Paradies am Dniester.

Novelle

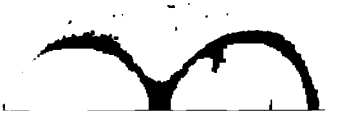
von

Sacher-Masoch.

„Der Geist des Herrn ist bei mir und er hat mich gesandt zu verkündigen die frohe Botschaft den Armen, und aufzurichten die zertretenen Herzen."
Evangelium Lucä 4, 18.

Leipzig.
Verlag von E. L. Morgenstern.
1882.

STANFORD-LANE MEDICAL LIBRARY



Dort, wo der wilde Dnieſter ſeine grünen ſilberſchäumenden Wogen aus der galiziſchen Ebene in die waldreiche Buckowina ſendet, breitet ſich eine kleine ſtille Landſchaft aus, die von dem kleinruſſiſchen Volke das Paradies genannt wird. Als ich das erſte Mal in dieſen von der großen bewegten Welt abſeits liegenden wunderbaren Erdwinkel kam, die ſanften runden Linien der Hügel und Bäume, die üppige ſüdliche Pflanzenwelt, die gut gebauten Häuſer, den ſorgfältigen Anbau, ſowie die Fruchtbarkeit des Bodens ſah, und die milde laue Luft einathmete, meinte ich in dem nördlichen Italien zu ſein, und erklärte mir aus dieſem Eindruck den freundlichen, ſchmeichelnden Namen. Bald erfuhr ich jedoch, daß es nicht die Schönheit der Natur, ſondern jene eines erhabenen Geiſtes, einer ſelbſtloſen Menſchenſeele war, welche dieſes Thal in einem ganz anderen Sinn in den Augen der Menſchen zu einem Eden machte. Ich

lernte den Mann, der wie ein Prophet unter dem Volke wandelt, näher kennen und bald entrollte sich auch seine in keiner Weise gewöhnliche Geschichte vor mir.

* * *

An einem Maiabend, an welchem die Luft von den in der Ferne blauenden Karpathen her, Meereswogen gleich über die Wipfel der Wälder brauste und kalt und schneidend durch die grünen Saaten strich, ging ein junger Mann, groß und schlank, die Wangen kräftig geröthet, die Doppelflinte auf der Schulter, den Hund an der Seite, durch die von Frühlingsschauern geschüttelten Eichen, dem Schlosse Ostrowjetz zu. Obwohl Alles an ihm Kraft, Schwung und einen selbstständigen Willen verrieth, und ihm nur wenige Monate zu jenem Jahr fehlten, in welchem er nach dem Gesetze volljährig werden sollte, berührte ihn doch die Einsamkeit, der Abend, die wachsende Dunkelheit unheimlich, und die wildfremden Stimmen der großen erhabenen Natur schlugen drohend an sein Ohr. Er war von Eltern, deren einziges Kind er war, nur allzu zärtlich erzogen und behütet worden, nie verließ er das weitläufige Schloß, das eine Welt für sich war, ohne seine Gouvernante, später seinen Hofmeister und dann seinen Vater, seine Mutter, oder einen alten bewährten Diener an der Seite zu haben.

Das erste Mal war er seinem prachterfüllten Gefängniß, seinen liebevollen Wächtern entflohen und hatte die nahen Waldesgründe durchstreift, bis ihn die Dämmerung überrascht hatte, und wie er jetzt dem alten geliebten schwarzen Dache von Ostrowjetz nahte, bot sich ihm ein

Schauspiel, das so vollkommen neu für ihn war, daß er dessen Sinn und Bedeutung zuerst gar nicht begriff. Auf einer kleinen Waldblöße, in einem aus weißen Birken und Brombeersträuchen gebildeten Versteck, loderte ein mächtiges Feuer aus Reisig und Gestrüpp, an demselben saß ein junges aber verhärmtes blasses Weib mit einem Kinde an der Brust, ein Mann in halbbäuerischer Tracht fütterte ein kleines Pferd, dessen Vorderfüße zusammen gebunden waren, mit abgerauftem Grase, zwei größere Kinder saßen auf einem groben Kotzen und sahen dem Lecken der Flammen an dem grünen Holze zu, ein Karren stand seitwärts mit alten Tischen, Stühlen, Betten, Töpfen, Kannen, Schüsseln beladen. Ein kleiner schwarzer Spitz hielt auf demselben Wache.

Der junge Jäger blieb stehen, betrachtete die Leute erstaunt, näherte sich dem Manne und fragte ihn, woher er mit den Seinen käme und was er hier thäte. Der Mann warf ihm einen feindseligen Blick zu. „Nun, die Sünde, etwas dürres Holz und allenfalls etwas frisches dazu zu verbrennen, um mein Weib und meine Kinder in der kalten Nacht zu wärmen, die nehme ich noch auf mich," murmelte er.

„Ihr versteht mich nicht," erwiderte der Jüngling rasch, „ich will wissen, wie Ihr in die Lage kommt, hier im Walde, bei Frost und Wind, mit so kleinen Kindern Euer Lager aufzuschlagen."

„Weil wir Vertriebene sind."

„Vertriebene, von wem?"

Von dem wohlgeborenen Herrn Orlowski zu Dobrowlane, dem wir den elenden Pacht nicht zahlen konnten.

Sie wissen, im vorigen Jahre trat der Dniester aus, dann gab es Hagel, es war nichts zu machen, und so heißt es wandern."

„Aber die Kinder, sie können krank werden —"

Der Mann stieß ein kurzes Lachen aus. „Es wäre uns Allen besser zu sterben. Was ist zu machen? Wir haben kein anderes Dach als den freien Himmel, nichts Erspartes. So wollen wir denn nach Ungarn, dort unser Glück versuchen."

Der junge Jäger war purpurroth geworden, er hörte hundert Glocken klingen, vor seinen Augen tanzten Funken, er stand, das Haupt gesenkt, vollkommen vernichtet. Das war aber nur ein Augenblick, dann faßte er sich. „Man nennt mich Zenon," begann er, „ich bin der Sohn des Herrn Mirolawski, dem das Schloß von Ostrowjetz und sieben Dörfer gehören, ich werde Euch helfen. Ihr sollt bei uns ein Nachtlager finden und zu essen bekommen. Mein Vater ist gut, er wird dann weiter für Euch sorgen."

„Ach! Herr, Sie scherzen wohl," murmelte der Mann.

„Ich scherze nicht, spannt Euer Pferd ein."

„Also in Gottes Namen," sprach der verjagte Pächter, er stellte das Pferd vor den Karren, er war so überrascht, daß er sich zu bedanken vergaß. Der junge Mirolawski half ihm die Strike an den Wagen befestigen, und setzte selbst die Kinder auf den Karren. Dann verlöschten sie das Feuer und machten sich auf den Weg. Die Männer gingen voran, das Pferd folgte ihnen im Schritt, und das Weib, mit dem Kinde an der Brust, schritt hinter dem Karren. So zogen sie durch den Wald,

durch die Felder und so kamen sie in das Schloß, wo Zenon Mirolawski die armen Leute in der warmen Backstube unterbrachte, ihnen Stroh aufschütten und eine Schüssel warme Suppe, Brod und Branntwein auftischen ließ. Dann erst ging er leise die Treppe hinauf, kleidete sich in seinem Zimmer um und trat fast furchtsam in den Speisesaal, in welchem sein Vater, in einem langen braunen Kaputrock, die Hände auf dem Rücken, und mit einem tiefbekümmerten Gesichte, auf und ab ging. Als Pan Mirolawski ihn erblickte, begann er zu strahlen, breitete seine Arme aus und rief dem alten Diener, der den Tisch deckte, zu: „Da ist ja der junge Herr.“ Dann eilte er ihm entgegen, nahm ihn beim Kopf, küßte ihn und sprach: „Das war eine Angst um Dich, wo warst Du denn, mein Alter, wohin hat Dich denn der Teufel entführt?“

Zenon lächelte, küßte die Hand seines Vaters, und erzählte. Er erzählte auch von den Vertriebenen, die er mitgebracht hatte, es gab nichts, was er seinem Vater nicht gesagt hätte. „Geh' allsogleich hinab Schtschepan,“ befahl Pan Mirolawski dem alten Diener, „und laß' den Leuten einen Braten geben.“

„Man sollte doch warten, etwa,“ erwiderte der Alte, „bis die gnädige Herrin —“

„Einen Braten sage ich,“ rief Pan Mirolawski, er versuchte strenge auszusehen, aber es gelang ihm nicht, „und eine Flasche Ungarwein, verstehst Du, Hallunke.“

Schtschepan gehorchte. Kaum hatte er den Saal verlassen, trat durch eine andere Thüre Frau Mirolawska majestätisch herein, in einer rauschenden Seidenschleppe und einer Kazabaika von schwarzem Sammt mit kostbarem

Zobel ausgeschlagen, die genau darauf berechnet schien, ihre große üppige Figur, ihr schönes Gesicht mit den strengen blauen Augen, ihren weißen frischen Teint und ihr weiches blondes Haar in das hellste Licht zu setzen. Es lag etwas von einem Rembrandtbilde in dieser Erscheinung und ihren grellen Contrasten von hell und dunkel.

„Was höre ich," begann sie mit ihrer befehlenden Stimme, „nicht genug, daß Du selbst zum Landstreicher wirst, Zenon, bringst Du mir noch solche Vagabunden ins Haus." Vater und Sohn sahen sich an, ohne etwas zu erwidern, das Auge und die Stimme der Frau von Ostrowjetz duldeten keinen Widerspruch. Wenn Frau Mirolawska sagte: es wird nicht regnen, so klang das, als würde sie sagen: Ich verbiete dem Himmel, regnen zu lassen, und wenn ihr Auge Jemanden strafend ansah, so war es ihm zu Muthe, als fühle er bereits Peitschenhiebe auf seinen Rücken niederfallen. „Dieses Gesindel muß auf der Stelle fort," fügte sie nach einer Pause hinzu und zog die Glocke. Jetzt faßte Zenon Muth.

„Mutter," begann er flehend, „sei nicht so hart, sie waren im Begriffe, mit ihren kleinen hungrigen Kindern im Walde zu übernachten, das kann man doch nicht zugeben, ich habe ihnen Unterkunft versprochen und ihnen etwas Essen vorsetzen lassen."

„Man kann sie doch nicht hinausjagen," bemerkte Pan Mirolawski schüchtern, „und Zenon, der seinem guten Herzen gefolgt hat, was Gott ihm lohnen wird, gleichsam vor dem ganzen Hause blos stellen."

„Sie sollen also diese Nacht bleiben," entschied Frau Mirolawska.

„Aber Mutter, wer hilft ihnen denn dann weiter," rief Zenon, „wir sind reich und sie sind arm. Man könnte ihnen doch Arbeit geben —"

„Nein. Sie werden morgen das Schloß verlassen."

„Liebe Mutter —"

„Bitte mich nicht, sprich mir überhaupt nicht mehr von der Sache, ich will es nicht, hörst Du, ich will es nicht." Die Semiramisgestalt der Herrin von Ostrowjetz ließ sich hierauf, oben an der Tafel, in einem Lehnstuhl wie auf einem Throne nieder, Vater und Sohn nahmen rechts und links von ihr Platz. Schtschepan trug das Abendessen auf. Niemand hatte Lust ein Gespräch zu beginnen. Frau Mirolawska aß langsam und anmuthig wie bei einer Hoftafel, Pan Mirolawski schnell und viel, als wollte er seinen Aerger hinabwürgen. Zenon ließ die Schüsseln vorübergehen, er berührte nichts, er saß mit gesenktem Haupte da und von Zeit zu Zeit fiel eine Thräne auf seinen Teller. Mit einem Male sprang er auf und verließ rasch das Zimmer. Seine schöne Mutter blickte ihm nach, mehr erstaunt als böse und strich verlegen mit der weißen Hand über das dunkle Pelzwerk auf ihrer Brust. Zenon ging nicht auf sein Zimmer, er ging in die Bibliothek, er dachte, daß ihn dort Niemand suchen werde. Es war kein Licht in dem weiten düsteren Saale als das Licht des Mondes, das die Umrisse der Fenster grell auf dem Estrich abzeichnete. Zenon nahm ein Buch vom Gestelle, trat in das silberne Licht und begann zu lesen. Da erschien Schtschepan. „Junger Herr," fing er etwas furchtsam an, „Sie sollen gleich kommen, die gnädige Herrin befiehlt es."

„Ich will Dich Etwas fragen, Schtschepan," entgegnete Zenon, ohne die Rede des Alten zu beachten, „aber Du mußt mir redlich antworten."

„Was soll ich antworten?" Der gute verschrumpfte Mensch mit dem von Fältchen überſäeten Geſichte blinzelte, da ihm der Mond gerade in das Geſicht ſchien, und begann endlich zu lachen, nicht laut, wie es einem alten Diener in einem edlen Hauſe ziemt.

„Schtschepan," fuhr Zenon fort, „iſt es denn möglich, daß es ſo arme Menſchen gibt wie dieſe Vertriebenen und ſo harte gefühlloſe Leute wie ihre Herren. Iſt dies ein Fall für ſich oder gibt es noch mehr ſolche Unglückliche?"

„Ach Herr," verſetzte Schtschepan, „es gibt viel Elend in der Welt. Sie freilich wiſſen nichts davon, Sie haben die Armuth niemals geſehen. Es gibt Tauſende, denen es ungleich ſchlechter ergeht, als dieſen Vertriebenen. Wie iſt etwa das Loos unſerer Bauern," der Alte lachte auf, es war ein feines, beſcheidenes, aber unendlich verletzendes Kichern. „Was iſt ſo ein Bauer als ein Sklave? wäre er im Türkenjoch, er könnte nicht mehr dulden, man läßt ihn arbeiten, ärger als das Vieh, denn das Vieh ſchont man, ihn aber ſchont man nicht, man ſchimpft ihn, prügelt ihn, nimmt ihm ſein Weib, wenn es ſchön iſt — aber es iſt beſſer, von dieſen Dingen nicht zu reden. Ich habe immer gehört, daß bei Mondlicht leſen die Augen verdirbt, merken Sie ſich das, junger Herr."

„Aber bei uns, Schtschepan, da werden die Bauern doch gut behandelt?"

Schtschepan lachte wieder. „Es iſt wahr, der Herr

ist gut, aber die gnädige Frau sieht keinem was nach und der Mandatar — die Peitsche und der Stock haben immer zu thun."

Zenon schüttelte nur den Kopf, er fand keine Worte. Der alte Diener verließ leise den Saal, die Thüre, die er hinter sich schloß, gab einen weinenden Ton von sich, dann war es wieder stille. Zenon nahm ein zweites Buch herab, er bemühte sich, die Gedanken zu verscheuchen, die ihn anfielen wie Adler ein verwundetes Reh. Und war es Zufall, war es eine jener geheimnißvollen Beziehungen, die uns räthselhaft bestimmen und oft unerwartet unserem ganzen Leben eine andere Richtung geben, er schlug das Buch auf und begann zu lesen, mit wachsender Spannung und Erregung. Er las von Buddha, dem indischen Königssohn, der ein halbes Jahrhundert vor Christus, eben so plötzlich und unerwartet wie er, durch den Anblick des menschlichen Elends erschüttert, seinen Palast verließ und in die Wüste ging, um die Lösung des qualvollen Räthsels zu suchen. Er las noch, als eine kräftige Hand sich gütig auf seine Schulter legte und eine sanfte Stimme zu ihm zu sprechen begann. „Mein Alter, was machst Du hier, komm doch zu uns, die Mutter wird noch recht böse werden," sagte sein Vater und nahm ihn beim Kopf und küßte ihn.

„Vater, ich will fort," gab Zenon mit einer Ruhe zur Antwort, die etwas Erhabenes an sich hatte.

„Fort? wohin?"

„Ich habe bis jetzt nicht gewußt, wie unglücklich die Menschen, wie elend die Armen sind," fuhr Zenon fort, „jetzt, wo ich es weiß, schäme ich mich meiner theuren

Kleider und schäme mich etwas Besseres zu essen als Brod. Eine tiefe Angst faßt mich, die Welt, die mir so schön erschien, steht vor mir als ein grauenhaftes Geheimniß. Ich will fort, nicht in die Wüste, ich will unter die Menschen gehen, ich will die Armen kennen lernen und ihre Noth, ich will sie beschützen, ich will die Mittel finden, alle Menschen gleich glücklich zu machen, ach! nur Gott weiß was ich eigentlich will, ich selbst weiß es nicht, aber es treibt mich hinaus aus diesem Reichthum, der mir wehe thut, aus dieser Bequemlichkeit, die mich beleidigt, ich will mit den Menschen leben, arbeiten, kämpfen und leiden. Dir muß ich es sagen, daß ich fortgehe, aber sonst darf es Niemand wissen."

„Mein Alter," erwiderte Pan Mirolawski, „ich weiß, wenn Du sagst, ich gehe fort, so gehst Du fort, da ist nichts mehr zu machen, aber bedenke, was Dir alles zustoßen kann, erwäge auch ein wenig die Angst meines Herzens —"

„Ich gehe ja nicht für immer fort," unterbrach ihn Zenon, „und werde Dir von Zeit zu Zeit schreiben, aber die Mutter darf niemals erfahren wo ich bin."

„Gott beschütze Dich," seufzte Pan Mirolawski, „ich aber werde dann ganz verlassen sein."

„Du sollst mich bald wiedersehen Vater," rief Zenon, „und dann zufrieden mit mir selbst, während ich mich jetzt so unglücklich fühle." Der Jüngling preßte die Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

„Nun, so beruhige Dich nur," sprach Pan Mirolawski, „ich lege Dir ja nichts in den Weg, geh, mein

Kind, sieh Dich um in der Welt, aber versieh Dich gut mit Waffen und mit Geld."

„Nein, Vater," sagte Zenon rasch, „ich will mich nur auf meine beiden jungen Arme verlassen und will nur von dem leben, was ich mir verdiene."

„Wie Du willst."

„Hilf mir also."

„Worin soll ich helfen?"

„Ich muß Bauernkleider haben und einen guten Stock. Mehr brauche ich nicht."

„Warte also." Pan Mirolawski schlich vorsichtig hinaus und kehrte nach einer Weile mit einem Bündel und einem furchtbaren Knüppel zurück. Zenon kleidete sich mit Hülfe seines Vaters rasch um und als er endlich in den hohen schwarzen Stiefeln, den weiten groben Tuchhosen, dem groben Hemde, das um die Taille von einem schwarzen Ledergürtel umspannt über dieselben hinabfiel und dem Sierack von grauem ungeschorenen Tuch, die schwarze Lammfellmütze auf dem Kopf, den Stock in der Hand, vor ihm stand, konnte sich Pan Mirolawski durchaus nicht beherrschen, er lächelte, drehte seinen Schnurrbart und sagte endlich: „Ich möchte die Bauernmädchen sehen, wie die Dir nachlaufen werden. Nun aber, mein Alter, laß mich erst nachsehen, was die Mutter macht." Er ging hinüber in den Speisesaal, kam aber sofort wieder zurück. „Es ist keine Gefahr, sie ist in ihrem Zimmer und liest die Geheimnisse von Paris. Da müßten alle Sterne zugleich vom Himmel fallen, ehe sie aufmerksam würde."

„Ich will also nicht länger zögern."

Pan Mirolawski ging voran, Zenon folgte. Sie gingen auf den Fußspitzen durch den dunkeln Korridor, dann eine Wendeltreppe hinab und gelangten zu einer geheimen Thüre, die der alte Herr aufschloß. Die kalte Nachtluft wehte sie an. Sie traten in den Garten hinaus und in die silberne Monddämmerung. Pan Mirolawski lehnte das Pförtchen auf, das in das Freie hinaus führte. „Gehst Du also wirklich?"

„Ja, ich gehe."

„Nun, dann leb wohl, der Himmel schütze Dich." Er schloß seinen Sohn noch einmal zärtlich in seine Arme und sie küßten sich zwei Mal. Zenon trat hinaus. „Schreibe mir bald," rief ihm sein Vater nach.

Der Jüngling schritt rasch zwischen den leise wogenden Kornfeldern dahin.

Als am folgenden Morgen Zenon beim Dejeuner fehlte, runzelte Frau Mirolawska die schöne Stirne und schlug mit dem kleinen silbernen Löffel so lange an eine Tasse, bis sie zerbrach. Als er Abends nicht zurückkehrte, ging sie unruhig im Speiselaale auf und ab, fragte aber nicht weiter nach ihm. Als er sich auch am zweiten und dritten Tage nicht sehen ließ, mißhandelte sie das ganze Haus und am dritten Abende sagte sie plötzlich zu ihrem Gatten: „Wo ist Zenon, Du weißt es ohne Zweifel wo er ist."

„Ich? wie soll ich das wissen?" gab Pan Mirolawski zur Antwort, „Gott soll mich strafen, Malwina, wenn ich weiß wo er ist."

Am vierten Tage sendete Frau Miralowska den Faktor Mordechai Parchen aus, um Zenon zu suchen, aber der

alte Parchen machte es wie Noahs Rabe, auch er ließ sich nicht mehr sehen.

* * *

Zenon hatte indeß muthig und freudig seine Wanderung begonnen. Sobald er das Schloß seiner Eltern, den Luxus eines Serails, der dasselbe erfüllte, hinter sich hatte, sobald er wußte, daß Niemand da war, ihn zu bedienen, aber auch Niemand, der ihm Befehle ertheilen konnte, fühlte er sich frei und glücklich.

Der Mond beleuchtete seinen Weg und die ersten planlosen, aber nicht aus Uebermuth, sondern aus dem heiligen Gefühl der Freiheit entspringenden Proben seiner jungen Kraft. In einem Weizenfelde lag ein großer Stein, Zenon hob ihn auf und schleuderte ihn weit fort in das Gebüsch, er kam an einen breiten Bach und sprang über denselben hinüber, er fand, ein schlafendes Dorf durchschreitend, einen großen Leiterwagen, der die Straße sperrte, und schob ihn mit einem starken Ruck bei Seite. An dem Ufer des Pruth angelangt, trug er Reisig zusammen, zündete ein großes Feuer an, legte sich auf dem feuchten Grase nieder und schlief, bis ihn am späten Morgen ein Hund weckte, der ihn beroch und dabei mit der kalten Nase sein Ohr berührte. Der Hund gehörte dem Fährmann, der ihn mit zwei Bäuerinnen über den Fluß führte und sehr erstaunt war, als er von Zenon statt eines Groschens, ein Gott vergelt es erhielt. Jenseits theilten sich bei einem Muttergottesbild die Wege. Die beiden Frauen blieben stehen und blickten auf Zenon. Die jüngere, groß, voll, mit einem hübschen aber bleichen

Gesichte und einer kleinen Adlernase, lächelte und stieß die Alte mit dem Ellenbogen. Diese nickte mit dem Kopfe, um den sie ein rothes Tuch gewunden hatte, ihre durchdringenden spöttischen Augen zogen sich unter die buschigen Brauen zurück, der Rabenschnabel, der ihr gelbes Gesicht zierte, wurde noch länger, und ihre dunklen mit zahllosen Falten bedeckten mageren Hände stützten sich auf den Stecken, den sie hielt, „Wohin geht Ihr etwa, Ihr, wie nennt man Euch."

„Paschal," erwiderte der junge Mirolawski, es war die erste Lüge in seinem Leben.

„Ihr sucht wohl Arbeit für Tagelohn, was?"

„So ist es, Mütterchen."

„Großmütterchen müßt ihr sagen, dies ist meine Enkelin Azaria, mich nennt man Patrowna, und eine Widma, eine Hexe dazu! Ihr sollt mit uns kommen. An Arbeit wird es nicht fehlen."

Zenon blickte etwas zweifelnd auf die Alte, die da sprach wie eine Gutsbesitzerin und deren phantastisch zusammengeflickter Anzug sie viel eher wie eine Bettlerin erscheinen ließ.

„Soll ich bei Euch arbeiten?" sagte er endlich.

„Nein, mein Kind," erwiderte die alte Patrowna lächelnd, „aber bei meinem Sohn, der Euch dafür in sein Haus aufnehmen und zu essen geben wird und bei dem Herrn meines Sohnes, wo Ihr einen Zwanziger Tagelohn erhaltet, genug um Azaria zum Tanze zu führen oder ihr Korallen zu kaufen." Die Alte strich ihrer Enkelin die Flechten aus der Stirne, während diese ihre

dunkeln schmachtenden Augen scheu von der Seite auf Zenon heftete.

„So sei es denn, ich gehe mit Euch," sprach er und schlug mit den beiden Frauen den Weg nach Tscheremchow ein. Die Alte erzählte, die jungen Leute hörten zu. Nicht weit vom Dorfe ackerte ein kleiner sehniger in Leinwand gekleideter Bauer mit einem halblahmen Pferde. „Mamelyk, Sohn," rief ihn die Alte an, „wir bringen Dir einen Arbeiter."

Der Bauer richtete seinen stieren versoffenen Blick auf Zenon. „Schwach ist er nicht," murmelte er und setzte dann seine Arbeit fort.

Zenon blieb also für das Erste in Tscheremchow. Er half Mamelyk seinen Acker pflügen und säen und arbeitete mit allen anderen Dorfbewohnern auf dem Felde des Gutsherrn, wenn sie ihm die Robot leisteten. Seine junge Kraft erregte die Bewunderung der Genossen, des Mandatars, vor allem aber der Mädchen. Er schlief in der Hütte Mamelyks auf der Ofenbank, aß mit ihm und den Seinen Barschtsch, Mamaliga und Kascha und erhielt von dem Gutsherrn täglich seinen Zwanziger.

Er war nur wenige Tage da, da erkrankte Horina, Mamelyks Weib, und der Gutsherr, der nie vorbeikam, ohne bei ihm einzutreten, sendete gar nach Horodenka um den Arzt, einen Franzosen, Lenôtre, der während der Revolution von 1831 in die polnische Armee getreten war und sich dann in Galizien niedergelassen hatte. Während er zu der Kranken ging, saßen die Anderen vor der Hütte und der junge Bauer, welcher den Franzosen geführt hatte, fütterte seine elenden Pferde.

„Nun, was fehlt Dir, Nazaretian," begann der Grundwirth, „wer wird am Samstag Abend so traurig sein. Morgen tanzen wir."

„Für mich wird das Tanzen bald vorbei sein," sagte Nazaretian.

„Ist es wahr, daß Dein Herr der Olexa nachstellt?" fragte Azaria.

„Was soll er ihr nachstellen," erwiderte Nazaretian, „sie mißfällt ihm nicht, also wird er sie sich einfach nehmen und mich wird er unter die Soldaten stecken."

„Warum duldest Du's," sagte plötzlich Zenon. Der Andere sah ihn erstaunt an und zuckte die Achseln. Nach einer Pause fragte Zenon: „Wie nennt sich Dein Herr?"

„Das ist der Baron Orlowski, dem Dobrowlane gehört."

Nach einiger Zeit begann die alte Patrowna: „Dort in der Nähe ist ein Schatz vergraben, könnte ich ihn nur heben."

„Sieh lieber zu, alte Hexe," spottete ein Nachbar Mamelyks, „daß Du Deinen Pelz beim Juden auslösen kannst. Zitterst ja förmlich. Ich dachte die Hexen frieren nicht, auch wenn man sie in das Wasser wirft."

„Ich habe ihm neulich schon den Zwanziger gebracht," erwiderte Patrowna, „aber der Jude will nichts mehr von dem Handel wissen und da der Herr ihm wohl will, ist es für eine arme alte Frau gerathen sich zufrieden zu geben."

„Das wollen wir doch sehen," rief Zenon.

Diesmal gab es keinen, der ihn nicht verwundert betrachtete.

„Ein Regen thäte uns noth, was Väterchen?“ begann Azaria.

„Der Pfarrer sollte eine Prozession abhalten,“ erwiderte Mamelyk, „das Beten hat noch immer geholfen.“

„Was soll das Beten helfen,“ sprach Zenon, „Gott hat mit dem Regen nichts zu schaffen. Alles geschieht in der Welt nach einfachen unabänderlichen Gesetzen.“ Und mit einem Male war er nicht mehr der einfache Pflüger, als der er den Landleuten erschienen war, sondern der Prophet der Wahrheit, der sein Lehramt begann. Er erklärte seinen verblüfften Zuhörern die Entstehung des Regens, des Gewitters, des Donners, des Blitzes und des Hagels. Während er sprach, war der Arzt auf der Schwelle erschienen und hatte mit steigendem Interesse zugehört, als Zenon zu Ende war, rief er: „Brav, brav junger Mensch!“ und reichte ihm die Hand, „wer hat Sie unterrichtet,“ fuhr er fort, „o! wenn es nur mehr solche Leute unter dem Volke gäbe!“

„Er kann ja lesen,“ fiel Azaria mit einem gewissen Stolze ein.

„Da, lesen Sie also,“ sagte Lenôtre und reichte Zenon ein polnisches Buch. Dem jungen Edelmann war das Lachen nahe, aber er beherrschte sich und begann langsam aber deutlich das Capitel von Ziemowit und seinen Nachfolgern aus Lelewels polnischer Geschichte vorzulesen. Kaum war er bei den letzten Worten angelangt, schloß ihn der Franzose in seine Arme. „Nehmt Euch ein Beispiel an ihm,“ sagte er zu den Anderen, „bemüht Euch zu lernen. Vergeßt nicht, daß Piast, wie Ihr eben gehört habt, auch nur ein einfacher Bauer war und

König wurde. Ich hoffe Sie wieder zu sehen, junger Mann."

Lenôtre stieg in den Wagen. Als er davon fuhr, grüßte er die Bauern. Er war ein Republikaner, ein Mensch voll Ehrgefühl und Anstand, von jenem noblen Enthusiasmus für Freiheit und Humanität beseelt, welcher eine Eigenthümlichkeit der französischen Race zu sein scheint.

„Nun," sagte Patrowna, nachdem sie Alle eine Weile dem Wagen nachgeblickt hatten, „wenn Ihr Alles so gut wißt, Paschal, wann werden wir Regen bekommen?"

„Morgen," entgegnete Zenon, „denn wir haben Südwind und in der Ferne steigen Nebel auf."

Als es wirklich am folgenden Morgen regnete, war Zenons Ansehen unter den Bauern begründet. Diese Probe seiner geistigen Ueberlegenheit genügte ihm aber nicht, und er gab an diesem Sonntage einige andere von seinem Muthe und seiner Körperkraft, welche die ganze Gegend in unbeschreibliche Aufregung versetzten. Ehe sie alle zur Kirche gingen, begab er sich mit der alten Patrowna in die Kartschma, trat an den Schanktisch, warf einen Zwanziger hin und sprach: „Jude, hier ist Dein Geld, gib den Pelz her, den die Alte bei Dir verpfändet hat."

„Pelz? was für einen Pelz? weiß nichts von einem Pelz," meckerte der Schankwirth.

„Wirst Du ihn auf der Stelle herausgeben!" schrie Zenon.

„Ich habe zu bedienen die Gäste," erwiderte der Jude, indem er den Bauern, welche die ganze Stube füllten, Branntwein einschenkte, „und ich bin auch gar nicht auf-

gelegt zu scherzen." Schon hatte ihn Zenon, den der Zorn übermannte, bei dem rothen Bart ergriffen und über den Schanktisch herübergezogen, der Jude schrie, der Tisch fiel um, der Branntwein floß in schmutzigen Strömen über die Diele. „Wirst Du das Gut der Armen herausgeben," schrie Zenon.

„Ich werde, ich werde," jammerte der Jude. In der Ecke erhob sich der herrschaftliche Haiduk. „Wer bist Du," begann er frech und laut, „bist Du ein Räuber, sehnst Du Dich nach der Bank, laß mir den Moschku los, Hundeblut."

„Wer ich bin?" antwortete Zenon, „ich bin der, den Gott gesandt hat, die Armen zu schützen, die Bedrückten zu retten, und das Unrecht zu strafen." Dann ergriff er den Haiduken, hob ihn auf wie einen Sack und warf ihn durch die klirrenden Scheiben und das in Trümmern umherfliegende Kreuz zum Fenster hinaus. Der Jude erhob sich mühsam, rieb sich die Knie, machte die lächerlichsten Complimente, brachte den verpfändeten Schafspelz und half zum Ueberflusse noch der Alten hinein.

In Folge dieses Vorfalles entstand ein förmlicher Aufruhr unter den Juden, und es verbreitete sich mit unglaublicher Schnelle bis weit nach Polen hinein die Kunde, der Messias sei da.

Nördlich von Tscheremchow lag ein Tannenwald, jenseits desselben eine kleine Wallfahrtskirche, die ein schwarzes wunderthätiges Muttergottesbild enthielt. Kapuziner bewachten dasselbe und nahmen die frommen Gaben des Landvolkes in Empfang. In diese Kirche kam Mamelyk mit den Seinen um die Messe zu hören, mit ihnen Zenon.

Nach dem Gottesdienste drängten sich die Bauern zum Altare und opferten Geld, Brod, Honig, Milch, Früchte, Eier, lebendige Hühner, oder auch Hände, Füße, kleine Häuser, Ochsen, Kühe, ja sogar Schweine aus Holz, Eisen, Wachs oder Brod nachgebildet, wenn sie für dieselben Hülfe oder Schutz von der Heiligen erflehen wollten. Zenon sah diese Blasphemie, er sah die stumpfen Gesichter der Bauern, und das schamlose Lächeln der wohlgemästeten Mönche, eine heilige Empörung kam über ihn und er sprang plötzlich die Stufen empor, stellte sich vor den Altar und rief die Arme ausbreitend: „Genug der Gotteslästerung! Hinweg Ihr Thoren, die ihr den Himmel zu bestechen hofft, fort Ihr Betrüger, die Ihr die Armen belügt und irre führt, um sie berauben zu können."

„Was will er? — Ein Wahnsinniger! — bringt ihn fort!" schrie es durcheinander. „Ihr seid vom Teufel besessen," antwortete Zenon, „mich hat Gott gesandt, seinen Tempel zu reinigen." Und schon warf er die hölzernen Häuser, die wächsernen Hände, und die aus Brod gekneteten Thiere zur Erde und zertrat sie, und dann löste er rasch den ledernen Gürtel, faßte ihn bei den Enden, wie eine Schleuder, und begann auf die Menge loszuschlagen, seine wuchtigen Hiebe trafen ohne Wahl und ohne Schonung die Bauern, die Weiber, den Kirchendiener, die Ministranten, die Kapuziner. Die meisten flohen zu den Thüren hinaus, einzelne erstiegen die Kanzel, andere verbargen sich in den Beichtstühlen. Alle schrieen durcheinander, der: Mord, jener: das ist die Strafe Gottes, und kaum hatten sie sich in das Freie gerettet, war die Menge auch schon nach allen Rich-

tungen zerstäubt. Zenon aber stand als Sieger im gothischen Portal und schnallte seinen Gürtel wieder um.

Denselben Abend noch schrieb Zenon den ersten Brief an seinen Vater, er schrieb französisch auf einen schmutzigen Zettel, den ihm Azaria gab und übergab denselben einem jüdischen Fleischhauer, der nach Ostrowjetz ging. Er versprach ihm kein Trinkgeld, wohl aber eine gute Tracht Prügel, wenn er ihn nicht treulich besorge, und so kam er richtig in die Hände des Herrn Mirolawski. Zenon schrieb:

„Mein theurer Vater! Ich befinde mich wohl, denn ich arbeite wie ein Bauer und habe bereits einen Juden, einen Haiduken, mehrere Kapuziner und eine ganze Schaar Gotteslästerer geprügelt. Ich verdiene täglich einen ganzen silbernen Zwanziger und das schwarze Brod schmeckt viel besser als Eure Straßburger Pasteten. Gott erhalte Dich. Ich küsse Dir die Hände, Dein Dich inniglieben der Sohn. Zenon."

Durch denselben Juden antwortete sein Vater, und obwohl er ihm ein gutes Trinkgeld gab, kam der Brief dennoch in Zenons Hände, so sehr fürchtete der Fleischer dessen erprobte Arme. Pan Mirolawski schrieb: „Mein einziger Zenon! Nur ein paar Worte, denn ich fürchte, daß mich die Mutter beim Schreiben ertappt. Gottlob, daß Du gesund bist und es Dir wohl ergeht, rotte nur das Unrecht aus, wo Du es findest, schone auch nicht die Edelleute, ja diese am wenigsten, und droht Dir etwa eine Gefahr, mein Alter, so sende mir sofort einen reitenden Boten. Ich küsse Dich vielmals im Geiste. Dein Dich schwer entbehrender Vater."

Es gab keinen Tag, wo Zenon sich nicht für eine Stunde von den Anderen wegstahl, um in dem nahen Walde seinen Gedanken nachzuhängen, die seltsam genug waren. Eine neue, schöne, an Wundern reiche Welt entstand in seiner Seele. Noch fehlte es ihm an Klarheit, aber er fühlte seine Kraft und hoffte die Nebel zu durchdringen, das ewige Licht zu schauen. Wie er so, an einem versteckten Ort, in dem stillen Saal der Tannen lag, und sann und träumte, entdeckte er eines Tages einen großen Ameisenhaufen und begann ihn und seine Bewohner zu beobachten. Er sah zuerst nur eine Art kleinen Heuschober aus Tannennadeln und Blättern, kleinen Holzsplittern und Steinchen, der sich etwa drei Fuß hoch über den Boden erhob, und zahllose Ameisen, welche geschäftig hin und herliefen, es währte aber nicht lange, so entdeckte er in dem scheinbar kunstlosen Bau eine weise Anordnung und in dem wirren Getriebe einen überlegenen Plan. Er sah eine kleine Stadt, eine wohl eingerichtete Republik. Er entdeckte in der äußerlich einfachen Anlage zahlreiche Abtheilungen und Gänge und unter deren fleißigen Bewohnern streng gesonderte Klassen. Alle erschienen gleichgestellt in Bezug auf ihre Wohnung und Nahrung, aber verschieden in Bezug auf die ihnen zugewiesenen Pflichten und Arbeiten. Immer mehr zog ihn dieses kleine Wunder an. Er bemerkte, wie gewisse Ameisen sich ausschließlich mit der Wartung der Kinder beschäftigten, wie sie die junge Brut aus den unteren Gemächern auf das Plateau an die Sonne trugen und sie bewachten, während er sie ein anderes Mal, als Wolken plötzlich den Himmel bedeckten und Regen fiel, die sich wärmenden Kinder mit

zärtlicher Eile hinabtragen sah. Er bemerkte andere Ameisen, welche an den Thoren der volkreichen Stadt, deren Bewohner er auf mindestens 30,000 schätzte, Wache hielten, und als es dunkel wurde, dieselben verschlossen. Er belauschte die Arbeiter und Jäger bei ihren Verrichtungen und Streifungen, er sah, wie Tausende auszogen, um Nahrung zu holen, um in Schaaren vereinigt, größere Insekten zu überfallen und in die kleine Stadt zu schleppen, er sah sie jetzt schon unermüdlich Vorräthe aufspeichern für den Winter und allerlei Baumaterial herbeischleppen. Einmal bemerkte er, wie eine zu den Arbeitern gehörende Ameise, die ihm durch ihr braunrothes Brustſtück, das sie gleich einer Arbeitsschürze hinter dem ersten Gliede trug, kenntlich war, ein kleines trockenes Stück von einem Zweige fand, das für sie ganz gut einen riesigen Balken vorstellen konnte. Sie besah es, kroch hinauf, untersuchte es genau und lief dann schnell davon. Unterwegs begegnete sie zwei andern Ameisen. Sofort begann ein lebhaftes Gespräch, das mit Hülfe der langen Fühlhörner geführt wurde, und nun eilten alle drei davon, jede nach einer anderen Richtung. Es währte nicht lange, so waren bei zwanzig Ameisen um den kleinen Balken versammelt. Zenon bewunderte die Ausdauer, mit der sie ihn fortzubringen suchten, und die Sache immer wieder und in anderer Weise in Angriff nahmen. Endlich sendeten sie neue Boten ab und bald rückte eine Colonne von etwa hundert Mann an, die das große Werk mit überraschender Schnelligkeit vollbrachte. Einmal beobachtete er zwei Ameisen, die sich begegneten, stehen blieben und sich sofort mit Hülfe ihrer Fühlhörner zu unterhalten

begannen. Das Gespräch nahm kein Ende. Zenon lachte laut auf. „Wenn es nicht zwei Diplomaten sind," sagte er zu sich selbst, „so sind es ohne Zweifel zwei Klatschschwestern." Und wirklich kamen plötzlich andere Ameisen, trennten die zwei Schwatzhaften, und führten sie mit sich, um ihnen irgend eine nützliche Arbeit zuzuweisen.

Eines Tages fand er die Ameisenrepublik in fieberhafter Bewegung, schwarze Geschwader rückten aus der Stadt, ordneten sich und bald war ein Heer da, das nach einem bestimmten Plane in das Feld zog, einzelne Ameisen liefen hin und her, gaben Zeichen mit den Fühlhörnern, erstiegen Anhöhen, um den Marsch zu übersehen, es waren ohne Zweifel die Generale und Offiziere, und Adjutanten, die mit Botschaften hin- und herjagten. Ein zweites Heer rückte entgegen, Tausende und wieder Tausende begegneten sich im Kampfe, der Boden bedeckte sich mit Todten, Verwundete wurden zurückgetragen, Gefangene gemacht und fortgeführt. Der Sieg blieb unentschieden, die Nacht trennte die Fechtenden.

Am folgenden Abend fand Zenon die Stadt der Gegner leer, sie hatten mit Weib und Kind den Rückzug angetreten, um ein friedlicheres Gebiet zur Gründung einer neuen Republik aufzusuchen. Er begann nun ihren Bau mit der größten Vorsicht abzutragen und sah mit einer an Andacht streifenden Verwunderung die verschiedenen Stockwerke desselben, die tief unter die Erde hinabgingen, das wunderbare Labyrinth von Gängen, Treppen, Tausenden von Kammern, Kinderstuben und Magazinen. Mitten in dieser Beschäftigung überraschte ihn der alte Faktor, Mordechai Parchen.

„Was thun Sie denn da, junger Herr," begann er erstaunt, nachdem er Zenon, von demselben unbemerkt, geraume Zeit zugesehen hatte. Der junge Mirolawski blickte empor und lächelte. Der kleine feiste Mordechai mit seinem runden rosigen Gesichte, seinen witzigen grauen Augen, dem schneeweißen Haar und Bart und den lebhaften Bewegungen hatte in der That nichts Ehrwürdiges an sich, er sah ganz wie ein junger Mensch aus, der sich als Greis verkleidet hat. Sogar der lange schwarze Kaftan und die hohe runde Zobelmütze die er trug, dienten nicht dazu, ihn respektabler aussehen zu machen, sondern machten ihn nur noch runder und spaßiger.

„Ich lerne von den Ameisen," sagte Zenon.

„Was lernen Sie?"

„Arbeit, Freund, Fleiß, Eintracht und Gleichheit."

„Und wozu lernen Sie solche Dinge?"

„Weil ich mich meines unverdienten Reichthums schäme," rief Zenon, „weil ich unter den Menschen leben, mit ihnen leiden, arbeiten und kämpfen will, selbst nichts weiter als ein schwacher, irrender Mensch, weil ich die Wahrheit suchen will für mich und meine Brüder."

„Gott, wie klug, was für ein Herz," rief Mordechai, „ein echter Mirolawski. Sagt doch der Talmud: — Wer ist der Weise? der in seiner Seele den Stolz besiegt und gern von allen lernt; wer ist der Starke? nicht der Land und Städte, sondern der sich selbst bezwingt; wer ist der Reiche? der sich mit wenigem begnügt. Gott hat seine Hand über Ihnen und auch der alte Mordechai läßt Sie nicht im Stiche. Lassen Sie mich gehen mit Ihnen."

„Vortrefflich, Freund," rief Zenon, indem er fröhlich auf

die Beine sprang, „hier ist mein Werk gethan, wir ziehen auf der Stelle weiter.“ Sie waren aber noch nicht ganz drei Schritte gegangen, setzte sich Mordechai auf die Erde nieder, als gälte es zu trauern an dem langen Tage, und raufte sein Haar. „Habe ich doch versprochen Ihrer gnädigen Mutter, Sie zu bringen zurück nach Ostrowjetz.“ Wo habe ich meinen Kopf,“ begann er zu jammern. Zenon lachte. „Beschwichtige Dein Gewissen,“ versetzte er, „ich verspreche Dir, daß Du mich zurückbringen sollst, aber dafür ziehst Du jetzt mir mir.“

„Was soll ich thun?“ —

„Wenn Du noch überlegst, so gehe ich allein.“ Zenon begann kräftig auszuschreiten und der alte Parchen folgte ihm seufzend. Es dämmerte bereits, als sie an der kleinen Wallfahrtskirche vorüberkamen, war es dunkel geworden und alle Gegenstände reckten sich in die Höhe und dehnten sich in die Breite. Dort, wo sich die Wege theilen, links nach Soroki, rechts nach Dobrowlani, blieb Mordechai plötzlich stehen und flüsterte, sich hinter Zenon versteckend: „Sehen Sie nichts?“

„Was soll ich sehen?“

„Ich sehe einen großen Mann, der uns mit der Hand droht.“

„Ich fürchte mich nicht vor ihm,“ sagte Zenon.

„Aber ich,“ wimmerte der Jude.

Zenon schritt muthig auf die Gestalt zu und begann jetzt laut zu lachen. „Das ist ja der Wegweiser, alter Mordechai.“

„Ist es der Wegweiser, um so besser, es hätte aber auch ein Räuber sein können,“ versetzte der Faktor.

Kaum waren sie wieder hundert Schritte gegangen, lief eine Maus über den Weg und Mordechai sprang schreiend in ein Kornfeld. „Aber Freund, wer wird vor einer Maus davonlaufen," sagte Zenon begütigend.

„Wenn die Maus so groß ist wie ein Wolf, so ist es keine Schande, ihr aus dem Wege zu gehen," erwiderte der Jude noch immer zitternd, „und wir haben sie nicht gemessen, vielleicht war sie auch so groß wie ein Bär."

Sie kamen hierauf ohne besonderen Unfall bis zu einem Birkenwäldchen, das gleichsam den Grenzpfahl des Dominiums von Soroki bildete. „Was sind das für Weiber in weißen Leintüchern," fragte Mordechai laut, er wollte unbefangen erscheinen. „Es sind ja Birken," erwiderte Zenon. Zur Unzeit erklang das spöttische Gelächter einer Eule. „Birken," eiferte der alte Faktor, „wie können Birken lachen, es sind ohne Zweifel Masikims*). Ich gehe keinen Schritt weiter." Er setzte sich auf einen Feldstein und schloß die Augen. Als er sie bei hellem Sonnenschein wieder öffnete, sah er, daß es doch Birken waren, und sah auch, daß er in einem Kornfelde geschlafen hatte und daß Zenon fort war.

* * *

Es war noch früh am Morgen, als Zenon in Soroki ankam. Er ließ auf der Wiese, über die er hinschritt, silberne Fußtapfen hinter sich zurück. In der Ferne schimmerte goldener Nebel. Auf allen Bäumen, Sträuchen, Zäunen, sangen und zwitscherten die Vögel. Im Edelhofe waren noch die Gardinen herabgelassen und der

*) Gespenster.

Kutscher wusch sich eben beim Brunnen, Zenon kam eben recht, um ein großes Unrecht zu verhüten. Es war ein Freitag, an dem die Bettler die Pforte der Herrin, einer jungen Wittwe, Pani Witolowska zu belagern pflegten. Ein Greis mit wallendem Schneebart, den leinenen Quersack umgehängt, auf einen hohen Stecken gestützt, war gar zeitig erschienen. Der Kettenhund bellte ihn an und weckte die Edelfrau, die in der übelsten Laune ihr Sultaninnenlager verließ. Plötzlich, beim Kaffee, bemerkte sie, daß die silberne Milchkanne fehlte, der Bediente zuckte die Achseln und betheuerte, daß die Kanne und die Löffel, die außerdem abhanden gekommen waren, Niemand Anderes gestohlen haben könne als der alte Bettler, der seit Sonnenaufgang das Haus umschleiche. Die Edelfrau liebte das schnelle Gericht. Der alte Mann wurde von ihren Leuten festgehalten, und als sich in seinem Bettelsacke nichts vorfand und der Bediente schwor, er müsse das Silber irgendwo vergraben haben, ließ ihn Pani Witolowska in die Gerichtsstube führen. Sie selbst verhörte ihn, und da er nichts gestand, befahl sie, ihn in den Bock zu spannen. Der Greis, die Mutter Gottes und alle Heiligen als Zeugen anrufend, duldete sanft und ergeben die entsetzliche Marter. Eben schrie die Edelfrau, heiser vor Wuth, „die Haiduken sollen diesen verstockten Bösewicht schlagen bis er bekennt oder seinen Geist aufgibt," als Zenon eintrat. „Laßt den Alten los," befahl er ruhig den Haiduken, die denselben ergriffen hatten und bereits ihre Stöcke schwangen, „ehrt das weiße Haar." Die Diener der Gerechtigkeit hielten inne und blickten auf die Gebieterin, deren Gesicht in diesem Augenblicke

sich noch gelber zu färben schien, als es schon war, und deren zuckende Lippen die Zähne sehen ließen.

„Fragt nicht, prügelt," befahl sie.

„Untersucht zuerst und dann straft," fiel Zenon ein. „Ich gebe es nicht zu, daß der Greis mißhandelt wird."

„Was?" die kleine magere Polin sprang auf wie ein Teufelchen, das aus einer Dose emporschnellt, ihre dunkeln Augen funkelten.

„Wie unterstehst Du Dich, nur hier zu sprechen, Bauer, oder weißt Du es besser, bist Du vielleicht selbst der Dieb?"

„Ich sage, daß Ihr dem Alten kein Haar krümmen werdet," versetzte Zenon trocken, und schürzte langsam die Aermel seines Hemdes auf.

„Nicht?" kreischte Pani Witolowska, „also bist Du der Dieb, ergreift ihn, prügelt ihn, prügelt ihn." Schon stürzten ihre Leute auf Zenon los, da warf sich Mordechai Parchen, wie ein Engel vom Himmel zwischen sie und seinen jungen Herrn, aber einer der Haiduken versetzte ihm einen Fußtritt, und da war er auch schon unter der Bank verkrochen und begnügte sich damit, unter derselben hervorzuschreien: „Rührt ihn nicht an, wißt Ihr, wer er ist, er ist —"

„Schweig," befahl Zenon. „Ist er ein Prinz," lachte die Edelfrau höhnisch auf, „so prügelt mir den Prinzen." Die Haiduken packten ihn." „Ich bin kein Prinz," rief Zenon, indem er die Beiden mit einem Ruck rechts und links zu Boden schleuderte. „Ich bin der Rächer des Unrechts, der Beschützer der Armen." Er hob die Bank auf wie etwa ein spanisches Rohr, und begann mit der-

selben auf die Angreifer loszuschlagen, hier taumelte einer mit blutigem Kopfe vor seine Füße hin, dort flüchtete sich ein Anderer mit zerschmettertem Arme hinter den Ofen, die Uebrigen trieb er zur Thüre hinaus, aber nicht Einer entkam mit gesunden Gliedern.

Pani Witolowska stand zitternd in einer Ecke, sie sah sich ganz in seiner Gewalt. Zenon zog ein Messer aus der Tasche. „Willst Du mich ermorden," schrie sie auf. „Ich?" lachte er, „ich kann kein Huhn abstechen sehen." Er zerschnitt die Stricke, mit denen der Greis gefesselt war und half ihm auf die Füße. „Gott soll es Dir lohnen," begann der Befreite. „Sprich kein Wort," fiel Zenon ein, „ich will nicht, daß man mir Dank sagt. Nun, kommen Sie hervor, kleine Frau," sagte er spöttisch zu der Herrin von Soroki, „jetzt wollen wir untersuchen." Pani Witolowska athmete auf. „Wer hat den Alten verklagt?" fuhr Zenon fort. „Der Bediente," erwiderte die Edelfrau, musterhaft, wie beim Verhör. „Dann ist er der Dieb. Kommen Sie." Frau Witolowska ging voran, Zenon folgte mit dem Juden. Sie öffneten den Koffer des Bedienten uud fanden die Kanne und die Löffel; die Herrin ließ den Dieb auf der Stelle festnehmen, binden, und nachdem er in ihrer Gegenwart seine Stockprügel erhalten hatte, dem Gerichte überliefern.

„Nun, was sagen Sie jetzt?" fragte Zenon, die hübsche feurige Wittwe vergnügt musternd. — „Ich danke Dir, Du hast mich vor einer großen Sünde bewahrt," hauchte Pani Witolowska. „Es ist gerne geschehen," antwortete Zenon, machte ein Kompliment wie ein Kavalier und ging.

Abends sendete Pani Witolowska einen Haiduken, der eine zerschundene Nase und die rechte Hand eingebunden hatte, in die Kartschma, wo Zenon und der Faktor unter den Bauern saßen, und ließ den jungen Mirolawski zu sich rufen. Als Zenon, von dem schelmisch kichernden Stubenmädchen geführt, in das Schlafgemach der Edelfrau eintrat, saß diese in einer Kazabaika von türkischem Stoff, eine rothe Rose im dunkeln Haar, auf dem Divan, die Füße gekreuzt und rauchte einen Papyros. „Wie nennst Du Dich?“ fragte sie, seine schlanken, kräftigen Formen mit unverhohlenem Vergnügen betrachtend.

„Paschal.“

„Weißt Du, Paschal, daß Du mir gefällst, Du kannst bei mir bleiben,“ fuhr sie unnachahmlich nachlässig fort, „und jetzt komm näher, hierher zu meinen Füßen.“

„Nein, schöne Frau,“ gab Zenon zur Antwort, „es ist die Art der Katzen, sich zu beißen und zu kratzen, und dann zärtlich zu werden. Ich aber habe andere Begriffe von Liebe.“ Er verneigte sich und ließ die arme kleine Frau furchtbar roth und beschämt zurück.

* * *

Zenon und der alte Mordechai wendeten sich den nächsten Morgen gegen Osten und erreichten nach wenigen Stunden Dobrowlani, gegen dessen Besitzer, den Baron Orlowski, Zenon bereits einen heiligen Zorn in seinem Herzen trug. Fürs Erste verhielt er sich aber ruhig und beobachtend und arbeitete fleißig wie in Tscherechow mit den Landleuten auf dem Felde. Die alte Patrowna, welche zu den Unterthanen des Barons gehörte, und

deren verfallene Hütte abseits der anderen tief im Walde stand, hatte ihn bei sich aufgenommen. Er fand Azaria bei ihr, die zu ihrer Großmutter gekommen war, um ihre Schande zu verbergen und dem Spotte zu entgehen, der sie daheim unbarmherzig verfolgte. Hätte sie das Kind eines Bauern unter dem Herzen getragen, Niemand hätte sie beleidigt, aber das galizische Landvolk der Robotzeit war nicht leicht bereit, es einem Bauernmädchen zu verzeihen, daß es einem Edelmann, einem Polen, Gehör geschenkt hatte. Kaum erfuhren die Bauern von Dobrowlani, daß Azaria, welche vor fünf Monaten bei Patrowna zu Besuch, die Bekanntschaft des Pan Joachim Bochenski, eines liederlichen Neffen des reichen Grafen Dolkonski gemacht, und durch die großen Korallen und den neuen Schafspelz, den sie von ihrem Verehrer erhalten, den Neid aller Frauen im Dorfe erregt hatte, wieder da sei und in welchem Zustande, bemächtigte sich ihrer eine merkwürdige Aufregung und kam endlich an einem Samstag Abend, nachdem sie von der Robot heimgekehrt waren, zum Ausbruche.

Zenon begegnete, nach dem Aveläuten, in der Dorfstraße einem Haufen von mehr als hundert Menschen, der die schluchzende Azaria, welche ihr schamrothes Gesicht in beiden Händen verbarg, wie eine Büßende, im Hemde, barfuß, einen Strohkranz auf dem aufgelösten Haare, in seiner Mitte führte. Vergebens bat Patrowna mit gerungenen Händen um Schonung für ihre Enkelin, welche die Kinder mit Koth bewarfen, während die Weiber sie mit Ruthen, Gerten, Stöcken vorwärts trieben und die Männer grausame Spottlieder sangen.

Zenon brachte den Zug sofort zum Stehen. „Was thut Ihr?“ fragte er mit seiner hellen Stimme, die Niemand überhören konnte, wie sich eine Trompete sogar im Lärm der Schlacht vernehmbar macht. „Wir halten ein Volksgericht,“ riefen zwanzig Stimmen zugleich. „Ueber wen?“ Die alte Patrowna drängte sich bis zu ihm durch und gab Antwort: „Ueber eine Arme, Unglückliche, Verführte, schütze uns, Paschal, Dich hat Gott gesandt.“

„Werft die Hexe in das Wasser,“ riefen Einige. Zwei junge Burschen faßten die Alte. Mordechai Parchen, der sich hinter Zenons breiten Schultern verborgen gehalten hatte, erschrack so heftig, daß er mit der Schnelligkeit eines Eichhörnchens den nächsten Baum erkletterte.

„Es ist genug,“ sagte Zenon, „hier wird Niemand in das Wasser geworfen und es wird auch kein Gericht gehalten.“

„Wer bist Du, Mensch,“ fragte ein alter Bauer, „daß Du der Gromada*) entgegenzutreten wagst?“

„Ich bin der Beschützer der Armen und Bedrängten,“ rief Zenon, „wer aber seid Ihr, daß Ihr Euch unterfangt, ein Menschenkind zu richten, seid Ihr Engel oder Heilige? hat Keiner von Euch eine Sünde auf dem Gewissen? ist kein Dieb unter Euch, kein Betrüger, kein Lügner, Keiner der die heiligen Pflichten der Ehe verletzt hat, ist ein Weib unter Euch, dessen Tugend nicht ein paar Korallenschnüre zum Wanken bringen würden? —“ Ein langer Kerl, in Leinwand gekleidet, barfuß, eine

*) Bauerngemeinde, die am besten durch das kleinrussische Sprichwort charakterisirt wird: die Gemeinde ist ein großer Mensch.

Soldatenmütze auf dem Kopfe, faßte Zenon bei der Bruſt. Zugleich ſprang ein Greis mit ſchneeweißem Haare dem Angegriffenen zu Hülfe, es war der alte Bettler, den er in Soroki gerettet hatte, und Mordechai Parchen ſchrie aus Leibeskräften vom Baume herab: „Gewalt! Gewalt! rührt ihn nicht an.“ Zenon hatte indeß ſeinen Gegner mit einem Fauſtſchlag zu Boden geworfen und die Menge mit wuchtigen Stockſchlägen auseinander getrieben. Er ſchützte jetzt Azaria mit ſeinem Leib, riß ihr den Strohkranz herab, warf ihn ihren Richtern vor die Füße und rief: „Wer hat den Muth zu ſagen, daß er Dieſe verurtheilen darf, er ſoll hervortreten, damit ich ihn erſchlagen kann, denn er läſtert Gott,“

Tiefe Stille trat ein.

„Nicht Haß und Stolz iſt unſere Sache,“ fuhr Zenon fort, „ſondern Demuth, Mitleid und Liebe. Nicht für die Reinen, für die Sündigen iſt der Heiland am Kreuze geſtorben und Sünder ſind wir Alle, die ein Weib geboren. Geht in Euch, reinigt Eure Herzen, fordert Gott nicht zu ſehr heraus.“

„Er ſpricht die Wahrheit,“ riefen Mehrere. „Geht auseinander,“ ſagte ein alter Mann, „dieſen Jüngling hat Gott erwählt, die Weisheit ſpricht aus ihm.“

„Gott läßt die Sonne ſcheinen über Gerechte und Ungerechte,“ ſchrie der Jude vom Baume herab, „wollt Ihr minder mitleidig ſein, als die Sonne und eifriger als Gott.“

Ein Wagen theilte die Menge, Lenôtre, der Arzt, ſaß in demſelben. Er ließ halten, erkannte Zenon, nickte ihm freundlich zu, hörte beide Theile und ſagte endlich: „Ihr

verdient, daß die Pest kommt und Euch Alle wegrafft, seid Ihr Menschen? dieser junge Fremdling ist mehr werth als hunderttausend von Euch, wer an das Mädchen Hand legt oder an ihn, der hat es mit mir zu thun." Der Franzose fuhr weiter und die Menge ging langsam auseinander. „Wenn Ihr richten wollt, warum richtet Ihr nicht den Verführer?" fragte Mordechai höhnisch, nachdem er wieder glücklich auf der Erde angelangt war.

„Es ist ein Herr, über den haben wir keine Macht," lautete die Antwort.

„Weil Ihr feige Seelen seid," rief Azaria, ein hülfloses Mädchen mißhandeln, das ist Eure Sache. Warum empört Ihr Euch nicht gegen Euren Grundherren, der dem armen Nazaretian die Olexa mit Gewalt entrissen und ihn unter die Soldaten gesteckt hat, warum, frage ich?"

Niemand gab ihr eine Antwort. Als der Platz leer war, nahm Zenon die Unglückliche bei der Hand und sprach: „Komm, ich führe Dich nach Hause und Du wirst mir von Nazaretian und Olexa erzählen." —

* * *

Mitten in der Nacht wurde der Baron Orlowski durch eine Stimme geweckt, welche rief: „Steh' auf, Tyrann! die Stunde des Gerichts ist da." Er sah Zenon an seinem Bette, eine aufrecht genagelte Sense in der Hand, auf welcher die rothen zuckenden Lichter der Nachtlampe wie Blutflecke erschienen. Noch halb im Traume meinte er den großen Schnitter zu sehen, der Könige und Weltbeherrscher mäht wie einfache Kornähren. „Stehen die Todten auf," fragte er entsetzt. „Nein, Freund, die

Lebendigen fordern ihr Recht," erwiderte Zenon. Der alte Faktor stand hinter ihm und klapperte mit den Zähnen vor Angst. Der Baron kam zu sich und langte nach den Pistolen, die über seinem Bette hingen. „Kein Laut und keine Regung," befahl Zenon, „oder Du stirbst."

„Was wollt Ihr," fragte der Baron zitternd. „Seid Ihr Hasdamaken? wollt Ihr Geld?" Zenon schüttelte den Kopf. „Ich bin hier, um das Unrecht zu rächen. Wo ist Olexa?" Der Grundherr deutete auf das Nebenzimmer. Zenon winkte dem Juden, der rasch und leise das Gemach verließ, dann hieß er Orlowski aufstehen. Dieser gehorchte. „Kleide Dich an," Orlowski zog sich an. Zenon bemächtigte sich seiner Pistolen und überflog das Zimmer mit einem Blick, dem nichts entging. Es war sonst keine Waffe da. Mordechai kehrte zurück, mit ihm Olexa, die über ihr weißes Nachtgewand eilig eine mit Hermelin besetzte blauseidene Kazabaika gezogen hatte und durch ihre goldenen Wimpern von unten scheu auf Zenon blickte. Die Verwirrung ihres Anzuges schien darauf berechnet, ihre weichen Formen, die weißen Arme den blendenden Nacken mit dem kleinen Muttermahl, das ihr so reizend stand, das zarte Antlitz mit den fein geäderten Schläfen, dem anmuthigen Näschen und den grünen seltsam schimmernden Nixenaugen, nur noch verlockender erscheinen zu lassen. Aber nichts lag ihr in diesem Augenblicke ferner, als gefallen, oder gar berücken zu wollen, sie bebte, sie erröthete und erblaßte, sie zog sich in eine Ecke zurück und ohne zu wissen was sie that, warf sie ihr offenes blondes Haar, das bis zu den Knieen

herabfiel und sie gleich Sternenlicht umwallte, nach vorn über die Schulter und begann es zu flechten.

„Olexa," sprach Zenon milde, „wie kamst Du hierher?" Die Arme wagte nicht zu antworten, sie blickte auf den Baron und dann zur Erde nieder. Orlowski fuhr mit der flachen Hand über seinen kahlen Scheitel und schwieg gleichfalls. „Sprich die Wahrheit," fuhr Zenon fort, „Du hast nichts zu fürchten."

„Der Herr hat Gewalt gebraucht," murmelte sie und drehte sich mit dem Gesicht zur Wand. „Wie willst Du das vor Gott verantworten?" wendete sich Zenon zu dem Baron. „Nun aber höre, was Dir aufgetragen wird. Du läßt das Mädchen auf der Stelle frei." Orlowski nickte, „Du gibst ihr zweihundert Dukaten, damit sie ihren Erwählten loskaufen kann, und weitere zweihundert als Mitgift." Orlowski nickte wieder. „Hörst Du, Mensch, auf der Stelle." Der Baron nahm das Geld aus seinem Sekretär, zählte die Rollen auf den Tisch, und der Jude nahm sie in Empfang. „Nun folge uns," gebot Zenon.

„Wohin?"

Zenon antwortete mit einer stolzen Bewegung des Kopfes, der Baron ging voran, die Anderen folgten, sie schritten durch den halbdunkeln Korridor, die Terrasse hinab in den Garten, dessen dunkle Taxusgassen die Mondsichel nur mäßig erhellte. An einer freien Stelle machten sie Halt. „Sind Schaufeln hier?" fragte Zenon. „Wozu?" fragte Orlowski, er war wie gelähmt. Olexa lief fort und brachte zwei Schaufeln. „Grab, eine Grube, sprach Zenon, „tief genug, daß ein Mensch darin stehen kann." Olexa und der Jude begannen die Erde aufzu-

werfen, während Orlowski auf eine steinerne Bank niedersank und Zenon ihn bewachte. Als die Grube tief genug war, befahl er dem Baron in dieselbe hinabzusteigen. „Was habt Ihr vor?“ fragte dieser, mit einem Male vollkommen heiser; die Knieen brachen ihm.

„Sollen wir Dich binden?“

„Nein, nein.“

Schon warf ihn Zenon nieder und reichte Olexa die Stricke, mit denen er sich umgürtet hatte. Sie band dem Elenden Füße und Hände, dann stießen sie ihn in die Grube und begannen dieselbe wieder zuzuwerfen. „Um Gotteswillen,“ stöhnte der Baron, „wollt Ihr mich lebendig begraben?“

„Nur bis zum Halse,“ erwiderte Zenon, „und Dir dann den Kopf abmähen, wie es die Bauern von Human den polnischen Tyrannen thaten. Bete, es ist Zeit, daß Du betest.“ Orlowski begann die Mutter Gottes anzurufen. „Nicht so laut,“ sprach Zenon, „Deine Diener werden sonst wach.“ Der Unglückliche fuhr fort, Gebete zu murmeln. Schon flogen ihm die Schollen ins Gesicht, die Schaufeln hatten ihr Werk vollbracht. „Bist Du zu Ende?“ fragte Zenon. „Nein, meine Freunde, ich habe so viel auf dem Gewissen und habe lange nicht gebetet,“ seufzte Orlowski. Zenon begann laut zu lachen. „Flehe Olexa um Dein Leben an, vielleicht schenkt sie es Dir,“ sprach er spöttisch. „Olexa,“ begann der Baron, „erbarme Dich, zeige Dich edel, sieh mich zu Deinen Füßen, von Reue erfüllt —“ er begann zu weinen.

„Ich würde lieber seinen Kopf zu meinen Füßen sehen,“ sagte Olexa mit einem tiefen Seufzer, „aber

Christus der Herr hat uns gelehrt, daß wir vergeben sollen."

„Sie schenkt Dir das Leben," rief Zenon, die Todesangst, die Du ausgestanden, sei Deine Strafe, und nun höre, wenn Du gegen sie oder ihren Erwählten, oder gegen mich nur das Geringste unternimmst —"

„Oder gegen mich," fiel der Jude ein.

„So ist Dein Tod gewiß" schloß Zenon. Er drohte dem Baron noch mit der Hand und verschwand mit Olexa und dem Juden im Gebüsch.

Orlowski verhielt sich einige Zeit ruhig, dann begann er laut um Hülfe zu rufen. Seine Leute kamen und befreiten ihn. Sie brachten ihn, vom Fieber geschüttelt, zu Bett und der Kosak ritt um den Arzt.

Lenôtre erschien und seine Rolle war diesmal vielmehr jene eines Beichtvaters als eines Arztes. „Es ist eine seltsame Bewegung unter dem Landvolke," sagte er zuletzt zu dem Baron, „wir stehen vor einer großen sozialen Revolution. Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so verhalten Sie sich vollkommen ruhig. Sie würden vielleicht Einen oder den Anderen ereilen, aber der Rächer würde nicht ausbleiben."

* * *

Es hatte eben die Ernte begonnen, als Zenon nach Tscherwonogrod kam. Er schloß sich den Schnittern des Grafen Dolkonski an, dem das prächtige alte Schloß und vierzehn Dörfer an beiden Ufern des Dniesters gehörten, während Mordechai die Umgegend durchstreifte und bei den Bauern Getreide und Häute kaufte.

Eines Morgens kam ein schlankes Mädchen an dem Felde vorüber, auf welchem Zenon arbeitete, es trug ein weißes Kleid und einen Strohhut. Nur drei Schritte von ihm entfernt, blieb es stehen und sah den fallenden Aehren zu. Plötzlich wendete sich Zenon um, und er und die junge Dame blickten sich in das Gesicht. Sie waren Beide so sehr erschrocken, daß er sie zu grüßen und sie fortzugehen vergaß. Ihre jungen Herzen bebten zugleich in Freude, Verwunderung und Scham. Mit brennendem Roth übergossen, beugte er sich in namenloser Verwirrung nieder und begann Kornblumen zu pflücken. In der Ferne hörte man eine Wachtel schlagen, eine zweite antwortete. Langsam schwebte die edle Gestalt davon. Zenon blickte ihr nach, so lange er nur ihre hellbraunen Zöpfe sich auf dem weißen Kleide schaukeln sah.

„Das ist die junge Gräfin," sagte ein alter Bauer. „Die Frau des Grafen?" fragte Zenon rasch, er war zum zweiten Male erschrocken. „Nein, seine Tochter," lautete die Antwort, sie klang wie süße Musik.

Das schlanke Mädchen mußte immer an den hochgewachsenen Schnitter mit dem zugleich so kühnen und so wehmüthigen Antlitz denken, sie dachte an ihn, während sie dem Schlosse zuschritt, bei dem Buche, das sie las, bei den Blumen, welche sie stickte, und vor Allem dachte sie an ihn, so oft ihr Auge ihren Cousin Pan Joachim Bochenski traf, und sie suchte ein Gleichniß für dieses Antlitz, das nach ihrer Ansicht nicht seines Gleichen hatte, eine Erinnerug quälte sie, eine große Aehnlichkeit — mit einem Male wußte sie es, es war das Antlitz des Heilandes, an das der Jüngling sie mahnte, obwohl er keinen

vollen Bart trug. Im Traume sah sie ihn an das Kreuz geschlagen und erwachte mitten in der Nacht und weinte. Vielleicht war es gerade zu dieser Stunde, wo er im Garten auf einer Steinbank saß, dem Plätschern der Springbrunnen, dem Gesang der Nachtigallen lauschte und zu ihren Fenstern emporblickte.

Am nächsten Tage kam sie wieder. Diesmal grüßte er sie und gab ihr einen Kranz aus gelben Aehren, Kornblumen und rothem Mohn. Sie nahm ihn und setzte ihn auf ihr hellbraunes Haar. „Wie nennst Du Dich?“ fragte sie mit ruhiger Hoheit. „Paschal, und wie ist Ihr Name, Fräulein?“ Sie ließ ihre großen hellen grauen Augen mit einer gewissen Verwunderung auf ihm ruhen. „Maria Kasimira,“ sagte sie. „So hieß eine Königin von Polen,“ warf er hin. „Weißt Du das?“ murmelte sie überrascht, „und woher bist Du?“

„Von Ostrowjetz.“

„Sind dort Edelleute unter den Bauern?“

„Nicht, so viel ich weiß.“

„Aber es gibt adelige Bauern,“ bemerkte sie mit einem bestimmten Ton, „und ich bin gewiß, daß Du von solchen abstammst.“

An demselben Morgen sagte die Gräfin Dolkonska, mit ihrem Hündchen tädelnd, zu ihrem Neffen: „Wie komisch Du es anfängst, Kasimira zu erobern, mache ihr doch ein wenig den Hof.“ Pan Joachim strich seinen schwarzen Schnurrbart. „Das ist nicht so leicht. Ich fürchte mich fast vor Maria Kasimira. Obwohl erst sechzehn Jahre alt, ist sie doch so räthselhaft kalt und spricht so wenig. Wie soll ich eine Unterhaltung an-

knüpfen? Gestern lobe ich ihre Toilette und sie gibt mir ein Buch von Humboldt zu lesen. Wenn sie erst meine Frau ist, wäre sie im Stande mir eine ganze Bibliothek zu lesen zu geben." Er nahm seine Mütze, ging in den Hof hinab, pfiff einem Menschen, der sich hier herumtrieb, wie man einem Hunde pfeift, und schlug mit ihm den Weg zu Patrowna's Hütte ein. „Willst Du Azaria besuchen?" fragte sein kleiner schwächlicher Begleiter, indem er mit dem ganzen von Sommersprossen bedeckten Gesichte widerlich grinste.

„Keine Scherze, alter Popiel," sagte Pan Joachim, er war mit seiner Rittergestalt von sechs Fuß Höhe, seinem griechischen Profil und den feurigen Augen, ganz der Mann, Befehle zu ertheilen und denselben Nachdruck zu verleihen. „Bedenke ein für alle Mal was Du bist, und was bist Du? Zuerst ein Plebejer, dann ein durchgefallener Student und endlich ein Müssiggänger, ein Subjekt, das alle verachten und dem nur ich wohl will."

„Ich dachte nur —"

„Du hast gar nichts zu denken, was mich betrifft. Ich habe andere Dinge im Kopfe als diese Dirne," versetzte Joachim, „ich will meine Schulden zahlen." Popiel staunte ihn mit seinen kleinen rothen geschwollenen Augen an. „Du hast vielleicht gehört, daß irgend ein ungarischer König, der sich vor seinen Feinden nach Polen flüchtete, in dem Schlosse hier gewohnt hat. Es geht die Sage, daß er in der Nähe große Kostbarkeiten vergraben hat. Die Alte Patrowna weiß von dem Schatz, und ich will ihn mit ihrer Hülfe heben."

„Märchen," murmelte Popiel, sein hellblondes Haar

mit einem Kamme ordnend, der nur noch zwei ganze Zähne hatte.

„Schweig. Die Alte hat an dem Orte eine alterthümliche Goldspange gefunden, mit dem ihr ein Jude davongegangen ist, und sie hat mehr als einmal den Schatz zur Nachtzeit leuchten gesehen.“ — Wirklich schlichen, als es gegen Mitternacht ging, Pan Joachim und Popiel mit Schaufeln versehen aus dem Schlosse. Auf dem Fußwege, der in den Wald führte, erwartete sie die Alte. „Wo ist der Ort?“ fragte Joachim. „Nicht hundert Schritte von hier, bei dem Hollunderbusch,“ erwiderte Patrowna. Sie gingen schweigend vorwärts, plötzlich blieb Joachim stehen und bekreuzte sich. „Siehst Du — dort,“ flüsterte er Popiel zu. In der That hüpfte ein seltsames Licht am Waldrande umher. Der Wind wälzte schwarze Wolken über die rauschenden Wipfel herüber und eine Eule ließ ihren weinerlichen Ruf hören. „Hier ist die Stelle,“ murmelte Patrowna, indem sie mit ihrem langen Stabe eine Art Zauberkreis zog. „Nun, wie stehst Du mit dem Teufel, Alte?“ sprach Pan Joachim, „ich hoffe gut. Lege also ein Fürwort für uns ein.“ Patrowna zündete mitten im Kreise ein kleines Feuer an, warf dreimal verschiedene Kräuter in dasselbe und schüttete drei Mal aus einem irdenen Kruge eine räthselhafte Flüssigkeit hinein, dann sprach sie unheimliche Formeln in einer Sprache, die keiner ihrer Begleiter verstand, und endlich rief sie mit einer Stimme, die der Tiefe der Erde zu entsteigen schien: „Jetzt ist es Zeit, beginnt zu graben.“ Joachim und Popiel stießen zugleich die Schaufeln in den trockenen Boden.

Eine Viertelstunde verging, schon perlte ihnen der Schweiß von der Stirne. Popiel hielt inne. „Ich kann nicht mehr, ich bin zu schwach.“ Joachim versetzte ihm einen Fußtritt. „Schweig und arbeite.“ Sie gruben weiter. Endlich versagten auch Joachims Kräfte. „Da muß der Teufel sein Spiel treiben,“ seufzte er, „ich bin wie gelähmt.“

Im Dickicht zeigte sich eine hohe Gestalt, vom Monde beleuchtet. „Wer ist da?“ fragte Popiel zitternd. Es war Zenon, der unter den alten Eichen gesessen und geträumt hatte. „Was thut Ihr da?“ fragte er lächelnd. „Frage nicht, hilf,“ schrie ihn Joachim an. „Wenn ich Euch einen Gefallen erweisen soll,“ gab Zenon ruhig zur Antwort, „dann müßt Ihr mich darum ersuchen.“ Die Alte begann ihn zu streicheln. „Steh' uns bei, Paschal, den Schatz zu heben. Du sollst Deinen Antheil haben.“ Zenon ergriff die eine Schaufel. „Ich brauche kein Geld,“ sagte er, „aber ich will Euch helfen.“ Nun flogen die Schollen und bald stand Zenon bis an den Hals in der Erde. Die Anderen halfen abwechselnd, sie gruben fort bis der Osten sich erhellte und die Vögel zu singen begannen. „Es ist genug,“ sagte Joachim, „die Alte hat uns zum Besten gehabt.“ Er wollte Zenon einen Zwanziger geben, dieser lachte und ging davon. „Nun sage mir aber,“ rief Popiel, „womit willst Du Deine Schulden zahlen, Mensch.“ Statt ihm zu antworten, gab ihm Pan Joachim eine schallende Ohrfeige. — —

Wieder kam Maria Kasimira und sah den Schnittern zu. Es war gegen Mittag, der Himmel rein und leuchtend, die Sonne brannte heftig, und weithin war kein

Schatten. Zenon verließ eilig das Feld, und brachte nach kurzer Zeit kleine Bäume aus dem nahen Walde, aus denen er für die junge Gräfin eine anmuthige Laube erbaute. Sie dankte erröthend und nahm in derselben auf einer Garbe Platz. „Wird Dir die Arbeit nicht manchmal schwer?“ fragte sie nach einer Weile. „Nein, Fräulein, ich fühle mich wohl dabei,“ gab er zur Antwort. „Du bist also glücklich?“ Er sah sie an. „Jetzt bin ich es,“ sprach er. Sie blickte verschämt zur Erde nieder. „Und Sie sind nicht glücklich?“ fuhr er fort. „O! man sorgt nur zu sehr für mein Glück,“ murmelte sie, „die Mutter hat sogar schon einen Mann für mich.“

Zenon schauderte. „Sie werden aber keinen Mann erwählen ohne ihn zu lieben?“ Maria Kasimira schlug die großen grauen Augen ruhig zu ihm auf. „Nein, gewiß,“ sagte sie. Dann erhob sie sich, nahm eine Sichel und begann neben Zenon stehend das Korn zu schneiden. „Siehst Du, ich kann es auch,“ sprach sie ihn anlächelnd, während er die schönen Formen ihrer schlanken Gestalt, welche die Bewegung mit der Sichel verführerisch hervortreten ließ, mit stummem Entzücken betrachtete. Plötzlich kam die Gouvernannte, sehr erhitzt und sehr entrüstet und führte den holden Flüchtling mit sich.

Seitdem kam Maria Kasimira nicht mehr zu den Schnittern. Zenon sah sie nur noch, wenn er die Augen schloß, in schönen Vollmondnächten, wo er am Waldrande saß und träumte. So fand ihn einmal der alte Mordechai, schüttelte den Kopf und setzte sich zu ihm, ohne ein Wort zu sprechen. Die Luft strömte leise über die Wipfel, ein Vogel flatterte auf, ein Reh hob den

Kopf und schlummerte gleich wieder ein. Glühwürmchen leuchteten um die feuchten Büsche. „Was ist Ihnen," sagte endlich der Jude. „Hast Du die junge Gräfin gesehen?" fragte Zenon gleichsam erwachend, „sie ist schöner, als es ein Engel sein kann." Mordechai riß die Augen weit auf. „Wissen Sie, was im Talmud steht zu lesen," sprach er, „Du sollst nicht auf die Pracht der Kanne sehen, sondern in das Innere, ob Wasser oder Wein darin ist." Zenon nickte zustimmend. „Freund, ich habe in ihre Seele geblickt," rief er, „das ist kein Weib, das ist ein Stern, der in einen Menschenkörper gefallen ist." Mordechai faßte sich beim Kopfe. „Ich habe Angst," schrie er, „große Angst". Da klopfte ihm ein knochiger Finger auf die Schulter und eine heisere Stimme sprach: „Fürchte Dich nicht, ich werde Paschal ein Mittel bereiten und sie wird ihn lieben." Patrowna stand, vom Monde grell beleuchtet, hinter ihnen. Zenon lächelte.

„Ich danke Dir," sprach er, „ich selbst kenne ein Besseres."

Als Maria Kasimira am nächsten Sonntag nach dem Hochamt die Kirche verließ, schöpfte Zenon Weihwasser in die hohle Hand und reichte es ihr. Sie tauchte ihre Finger ein und berührte leise seine Hand. „Ich hoffe, der Bursche hat reine Hände," spottete Pan Joachim. „Reiner mindestens als Ihr Gewissen," erwiderte Zenon. „Mensch!" schrie Joachim auf. „Kein Wort mehr," befahl die Gräfin Dolkonska, „Du weißt, was im Anzug ist, wir rechnen auf die Bauern und müssen sie zu gewinnen trachten." Joachim knirschte mit den Zähnen. „Weil es einmal eine Revolution geben wird," murmelte

er, „soll ich —“ er blieb den Damen die Erklärung schuldig, was er sollte. Als der kurzen Dunkelheit des Abends die neue Helle der Mondnacht gefolgt war und Alles im Schlosse schlief, verließ Maria Kasimira dasselbe, von ihrem Kammermädchen begleitet. Eine halbe Stunde später klopfte sie kräftig an die Thüre der alten Patrowna und trat, als diese öffnete, ohne Furcht in die niedere düstere Hütte. „Beeile Dich, ich will, daß Du mir die Zukunft enthüllst,“ begann sie, „ist es wahr, daß Du sie in den Karten lesen kannst.“ Die Alte nickte. Maria Kasimira ließ sich auf der Bank beim Ofen nieder, Patrowna breitete ihre fast schwarzen Karten auf der Diele aus, kauerte sich zu denselben nieder und schüttelte den Kopf. „Gnädiges Fräulein,“ sprach sie, „Sie stehen zwischen zwei Männern, dem einen sollen Sie Ihre Hand geben, den anderen lieben Sie. Soll ich sagen, was ich noch sehe?“ Maria Kasimira nickte. „Das Glück ist bei dem Manne, den Sie lieben und mit dem Sie fliehen werden.“ Maria Kasimira schauerte. „Wenn Du Alles siehst,“ sprach sie, „so wirst Du wissen, ob dieser Mann edler Abkunft, ob er arm oder reich ist?“ Die Alte lächelte verstohlen. „Er ist nicht, was er scheint,“ murmelte sie, „und er besitzt noch nicht was ihm einst gehören wird.“ Maria Kasimira legte die Hand auf das Herz. „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so unruhig,“ flüsterte sie. „Ich kenne das,“ zischelte Patrowna, erhob sich und holte eine dunkle Flüssigkeit. „Nur sieben Tropfen, gnädige Gräfin, und Sie werden sich wohl fühlen.“

„Gib also,“ das muthige Mädchen trank, ohne lange zu erwägen, was ihr die Alte reichte, legte einen Dukaten

auf die Bank und entfernte sich eben so eilig wie sie gekommen war. Am folgenden Morgen fragte die Gräfin Dolkonska ihre Tochter: „Wie gefällt Dir Joachim?“

„Bemüh' Dich nicht, liebe Mutter,“ antwortete Maria Kasimira ruhig, „ich werde niemals seine Frau werden.“

* * *

Pan Joachim trug sein Schicksal mit Würde, ja sogar mit Heiterkeit, denn er betrank sich in Gesellschaft Popiels und sann dann gelegentlich auf irgend einen lustigen Streich. Zu einem polnischen Spaß gehören, wie das Sprüchwort sagt, ein Arzt, ein Geistlicher und ein Todtengräber. Pan Joachim schien von den guten alten Sitten in keiner Weise abweichen zu wollen. Er erblickte im Hofe ein kleines armes Jüdelchen, das sich Jankele Polster nannte, und dem Kutscher gerne bei den Pferden half. Wenn der Kutscher, ein riesiger Huzule, gut aufgelegt war, blies er aus vollen Backen auf das arme Jüdelchen los und Jankele Polster hielt sich dann jedesmal instinktmäßig irgendwo an. Jankele trug einen hellblauen Kaftan, der ihm zu lang war und zu lange Aermel hatte, und auf dem Kopfe eine ungeheuer hohe, alte, schäbige Marder-mütze. Zu beiden Seiten seines blassen, bartlosen, von Sommersprossen übersäeten Gesichtes fielen lange Locken bis auf die Brust herab.

„Maria Kasimira,“ rief Pan Joachim, „komm, wir wollen auf die Jagd gehen.“ Die junge Gräfin hoffte den Schnitter mit dem Christuskopf zu sehen und war sofort bereit. Joachim nahm eine Doppelflinte und einige Patronen, pfiff nach Popiel, rief Jankele und alle gingen

zusammen in die Alle hinaus, die von dem Schlosse nach dem Dorfe Tscherwonogrod führte. Plötzlich blieb Joachim stehen und befahl dem armen Jankele einen Baum zu ersteigen. Wie alle schwächlichen Leute zeigte sich Jankele gerne kräftig und geschickt, er spuckte also in die Hände und erstieg den Baum. Nun befahl ihm Pan Joachim Kukuk zu rufen. Das war ein Leichtes für Jankele Polster, er schrie also aus voller Kehle: Kukuk! Kukuk! während Pan Joachim auf ihn zielte.

„Um Gottes Willen, was hast Du vor," schrie Popiel, zugleich schlug Maria Kasimira den Lauf bei Seite, so daß der Schuß in die Luft ging. Joachim gerieth ein wenig ins Schwanken, sah Kasimira vorwurfsvoll an, erwischte dann Popiel bei den Haaren und begann ihn zu prügeln. Zum Unglück kam noch Mordechai daher und begann Joachim Vorstellungen zu machen. „Was soll ich sehen, Herr, gnädiger," jammerte er, „wollen Sie schießen auf ein armes Judenkind, als wäre es ein Spatzenvogel." Joachim faßte ihn beim Bart und riß ihn zu Boden. „Herr, lassen Sie mich erzählen eine Geschichte, was steht in der Hagada," flehte Mordechai. „Meinetwegen," murmelte Pan Joachim, und lud den abgeschossenen Lauf von Neuem. „Da Noah anfing den Wein zu pflanzen," begann der alte Faktor, „stand Satan dabei und sah ihm zu. Was pflanzest Du da? fragte er ihn nach einer Weile. Reben, sagte Noah. Und wozu? forschte Satan weiter. Damit sie süße Frucht mir geben und jenen wunderbaren Trank, der uns der Erde entrückt, erwiderte Noah. Darauf Satan: So gib mir einen Theil, was brauchst Du einen ganzen Berg voll Reben.

Noah überlegte und ſprach ihm dann die Hälfte zu. Da ging der Teufel hin, erwürgte ein Lamm, einen Löwen, ein Schwein und einen Affen und mit ihrem Blute tränkte er die Reben."

„Biſt Du fertig?" ſchrie Joachim, indem er das Käpſel aufſetzte. „Gleich Herr," fuhr Mordechai fort, „ſo hat der Satan ſeit jenem Tage theil an jeder Rebe, und daher kommt es, daß man beim erſten Glaſe fromm iſt wie ein Lamm, beim zweiten löwenſtark, beim dritten ſich im Kothe wälzt, beim vierten Affenpoſſen treibt." Joachim lachte. „Schuft, Du willſt ſagen, daß ich zu viel getrunken habe," ſprach er, „zur Strafe wirſt Du auf den zweiten Baum dort ſteigen und Kukuk rufen."

„Biſt Du von Sinnen, Joachim," ſchrie Maria Kaſimira. „Auf den Baum, Moſchku, ſonſt ſchieße ich Dich auf der Stelle nieder," ſchrie der Betrunkene. Mordechai kroch auf den Baum, aber langſam, ſehr langſam. „Schneller, ſchneller," befahl Joachim. Endlich ſaß er oben. „Nun, ſchreit mir Kukuk, hört Ihr."*)

Maria Kaſimira blickte voll Angſt umher und begann um Hülfe zu rufen. Die beiden Juden ſchrieen Kukuk um die Wette. Pan Joachim zielte auf Jankele, da

---

*) Es iſt hier am Platze, an Pan Kaniowſki zu erinnern, der heute noch im Munde des galiziſchen Volkes lebt. Der polniſche Dichter Magnuſchewſki hat dieſen Wütherich in einer Novelle von wunderbarem hiſtoriſchen Colorit behandelt, welche von Hans Max (Johann Baron Päumann) meiſterhaft in deutſcher Sprache nachgedichtet worden iſt, und verdienen würde, durch Uebertragungen in das Franzöſiſche und Engliſche der Weltliteratur einverleibt zu werden.

sprang Zenon über den Graben auf die Straße und entriß Joachim die Flinte. „Kindern und Betrunkenen soll man kein Gewehr in die Hand geben," sagte er mit ruhiger Würde, schoß beide Läufe in die Luft ab und gab die Flinte Maria Kasimira.

„Ich — betrunken," schrie Pan Joachim, „das sagst Du mir —"

„Ja."

„Hund!" Pan Joachim entriß Maria Kasimira die Flinte und schlug mit dem Kolben nach Zenon's Kopf. Dieser fing den Hieb mit der linken Hand auf und schlug Joachim zu Boden. „Einen Edelmann zu schlagen," stöhnte dieser, „Heidensohn, Bauernlümmel, elender Rußniak." Er raffte sich auf. „Dies für Azaria," rief Zenon und warf ihn noch einmal nieder. Diesmal blieb er liegen. „Da, wälze Dich im Kothe," fuhr Zenon fort, „das ist Deine Sache, und Ihr Memmen kommt herab."

Maria Kasimira blickte mit Bewunderung und Furcht zugleich auf Zenon. „Ist er todt," sagte sie kleinlaut. „Es wäre kein Schade," versetzte Zenon, „kommen Sie, Gräfin, ich führe Sie nach Hause."

Nach einer Weile kam Pan Joachim, hinkend, von Popiel geführt, in zerrissenen Kleidern, mit Koth beschmutzt, an der Stirne eine klaffende Wunde. Man sendete um Lenôtre. Joachim verlangte die Bestrafung des Mörders, wie er Zenon nannte. „Ich will ihn prügeln sehen," versicherte er immer wieder mit rührendem Eifer. Graf Dolkonski, ein kleiner hagerer Mann, mit einem lederfarbigen Vogelgesichte, einem großen Schopf, glatt rasirt und nach der letzten französischen Mode gekleidet,

fürchtete nichts so sehr als Aufregungen. „Ich bitte, mich mit der ganzen Sache zu verschonen," sagte er. Maria Kasimira erzählte den Vorgang ausführlich und fügte hinzu: „der Schuldige ist Joachim, ihm geschah nur, was er verdient hat, hier gibt es Niemanden zu bestrafen."

„Aber ich will ihn prügeln sehen," versicherte Joachim.

„Schweig," sagte Maria Kasimira, und sah ihn mit ihren großen grauen Augen zornig an. „Ja, ja, ich schweige schon," murmelte Joachim. Lenôtre ergriff gleichfalls Zenons Partei. „Aber man muß ihm doch einen Verweis ertheilen," meinte die Gräfin. Sie ließ Zenon rufen. Er erschien, verneigte sich, und trat dann unbefangen bis in die Mitte des Zimmers. Der Graf richtete seine Lorgnette auf ihn. „Das ist ja ein Prinz und kein Bauer," sagte er französisch. Die Gräfin ermahnte Zenon ihren Neffen um Verzeihung zu bitten. „Wofür soll ich ihn um Vergebung bitten," erwiderte der Jüngling bescheiden, „dafür, daß er sich betrunken hat, oder daß er die Juden erschießen wollte, oder daß er um die junge Gräfin warb und zu gleicher Zeit die arme Azaria verführt hat."

„Du hast das Mädchen —," stammelte die Gräfin, sie winkte Maria Kasimira sich zu entfernen. „Keine Scene," flehte der Graf.

„Ich habe, ja, ja, laßt mich nur endlich in Frieden," seufzte Joachim. Damit war das Verhör zu Ende.

Am folgenden Tage reiste Pan Joachim nach Lemberg.

* * *

Der Mandatar des Grafen Dolkonski, einer jener deutschen Beamtensöhne, welche etwas darein setzen, noch polnischer als die Polen zu sein, ein berüchtigter Bauernschinder, der bereits wiederholt vom Kreisamt bestraft worden war, ließ die Bauern Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den herrschaftlichen Feldern arbeiten, ohne ihnen nur eine Stunde Zeit für die ihren frei zu lassen. So lange das Wetter schön war, verhielten sich die Bauern ruhig, als aber ein starkes Gewitter kam, weiße Hagelwolken vorüberzogen und jenseits des Dniesters niedergingen, wo sie die ganze Frucht vernichteten, begannen sie für ihre Ernte zu fürchten. Zenon las ihnen das Robotpatent vor, erklärte ihnen ihre Pflichten und Rechte, und erschien, von ihnen als Sprecher erwählt, mit den Richtern der vierzehn dolkonskischen Dörfer vor dem Mandatar. Dieser hielt sich die Ohren zu und schrie immerfort: „Arbeitet bei Nacht.“ Zenon aber ließ sich nicht einschüchtern. „Alle Gemeinden,“ sprach er ruhig, „haben nach dem Patent ihre Robot geleistet, und sogar mehr, keiner von den Bauern wird daher weiter arbeiten.“ Der Mandatar schäumte. „Man wird sie zwingen,“ rief er. „Gebt Acht, daß man Euch nicht zwingt,“ erwiderte Zenon und verließ mit den Richtern das Dominium. Wirklich stellten die Bauern sofort die Arbeit ein. Am nächsten Tage erschien der Mandatar mit den Haiduken und Kosaken im Dorfe Tscherwonogrod und trieb die Landleute, die auf ihren Feldern schnitten, mit Peitschenhieben auf die herrschaftlichen hinüber. Da begannen sie in allen Dörfern die Sturmglocke zu läuten und bald zogen Tausende von Bauern mit Sensen und

Dreschflegeln bewaffnet auf das Schloß zu, in das sich der Mandatar mit seinen Leuten geflüchtet hatte. Das Thor wurde gesperrt, aber schon war Zenon mit einem Trupp durch den Garten und über die Terrasse in den östlichen Flügel eingedrungen und erschien unerwartet im Hofe, Mordechai jammernd und bebend an seiner Seite.

Der Mandatar wich zuerst erschreckt zurück, faßte aber gleich wieder Muth und rief den Hereinstürmenden zu: „Zurück, Rebellen, oder ich lasse auf Euch schießen.“ Indeß öffnete Zenon das Thor und die Bauern stürmten auch von dieser Seite in das Schloß. „Schießt,“ befahl der Mandatar den Haiduken, und da diese sich nicht regten, ergriff er selbst eine Flinte und richtete sie auf Zenon. Mordechai hatte sich hinter einem Pfeiler der Freitreppe versteckt, in diesem Augenblicke aber geschah das Unglaubliche. Er sprang mit einem herzzerreißenden Schrei hervor und deckte den Jüngling mit seinem Leibe. Der Mandatar setzte ab. Zugleich trat der Graf mit Maria Kasimira aus dem Stall. „Was gibt es da?“ fragte die junge Gräfin.

„Eine Revolution,“ gab der Mandatar zur Antwort.

„Herr Graf,“ begann Zenon, „Ihre Bauern leiden schweres Unrecht.“ — Dolkonski wendete sich ab. „Ich will von diesen Sachen nichts hören.“

„Sie müssen uns hören,“ sagte Zenon mit einer geistigen Kraft und Würde, die den armen Dolkonski zwang stehen zu bleiben. „Ich werde die Bauern hören,“ rief Maria Kasimira, und Dir dann berichten, Vater.“ Dolkonski schüttelte die linke Hand heftig hin und her. „Nein, nein, Du hast Vollmacht, thue was Dir beliebt,

ich will mich nicht ereifern." Er ging eilig davon. Zenon trug der schönen jungen Herrin die Klagen der Bauern vor und bot einen für beide Theile günstigen Vergleich an, der von ihr sofort angenommen wurde. Die Bauern ließen hierauf den Grafen und Maria Kasimira leben und zogen, das Lied von der Humanier Adelsschlächterei singend, davon. Draußen hoben sie Zenon auf ein Pferd und führten ihn im Triumphe in das Dorf Tscherwonogrod.

Als Mordechai Parchen mit ihm allein spät Abends aus der Schenke nach Hause ging, blieb Zenon plötzlich stehen, gab ihm die Hand und sprach, durch Thränen lachend: „Ich danke Dir, Mordechai, Du hast mir das Leben gerettet, aber sag' mir nur, wo hast Du die Courage dazu hergenommen?" Da wuchs der alte Faktor und streckte sich, und mit einem Male hatte er nichts Heiteres mehr an sich, sondern stand mit seinem weißen Haar und Bart und seinem ernsten feierlichen Gesichte würdevoll da, wie ein Patriarch. „Wo ich die Courage hergenommen habe? ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen."

„Aus dem Talmud?"

„Nicht aus dem Talmud. Es war genau vor 500 Jahren. Jetzt haben wir 1845, damals zählte man 1346. Da lebte mein Ahn Samuel als Kaufmann in Frankfurt am Main, reich, geachtet und friedlich. Eines Tages entstand ein Lärm, die Juden hatten Hostien durchstochen und diese Hostien hätten geblutet. Heute lacht man über so was, damals begann man die Juden zu verfolgen, zu morden, zu berauben. Viele kamen um, Andere retteten

sich. Mein Ahn floh mit den Seinen wie ein gehetztes Wild durch Deutschland, immer dem Aufgang der Sonne zu, wo er sich zeigte, verspottet, beschimpft, mißhandelt und davongejagt. Da sah er sich eines Tages in einem fremden wilden Lande, dessen Sprache er nicht verstand, und sah plötzlich einen Reiter daherkommen, reich gekleidet, mit vielen Dienern. Schon meinte er, der Todesengel sei ihm nahe, da hielt der fremde Edelmann sein Pferd an und sprach ihm freundlich zu. Er erkannte, daß mein Ahn ein Jude sei, und sprach zu ihm: „Hier kannst Du ruhig wohnen, hier wird Dich Niemand plündern und verfolgen," und nahm ihn selbst, der gute Herr, meinen Ahn und Alle die mit ihm waren, alle Juden, in sein Schloß auf, das im Walde stand, und als sie Alle sich gestärkt und ausgeruht, nach drei Tagen oder mehr, geleitet er sie selbst, der gute Herr, mit seinen Dienern und Kosaken bis zur nächsten Stadt, und waren doch nur arme Juden, einer wie der andere, und er ein großer Herr, und dieser Herr, Gott wird es haben ihm gelohnt, war Pan Mirolawski, Starost von Kolomea, und Ihr Ahn.*)

Zenon wollte sprechen, aber Thränen erstickten seine Stimme, und wie er den alten Mordechai in seine Arme schloß, begann auch dieser zu weinen wie ein Kind.

* * *

Als die Ernte zu Ende, sogar der Mais schon eingeführt war und der Wind rauh durch die Stoppeln strich,

*) Die Szene ist historisch. Damals kamen die Juden in großer Zahl in die Länder der polnischen Republik, und wurden insbesondere von König Kasimir sehr begünstigt.

näherte sich Zenon einmal Abends Maria Kasimira, als sie eben aus dem Garten in das Haus zurückkehren wollte. „Die Arbeit ist zu Ende," sprach er, „es ist Zeit für mich nach Hause zurückzukehren, aber ich muß Ihnen früher Lebewohl sagen, Fräulein, vergeben Sie, aber mein Herz drängt mich dazu." Maria Kasimira stand über ihm, auf den ersten Stufen der Terrasse, ihre prächtige Kazabaika von Inkarnatsammt mit Edelmarderpelz verlieh ihr etwas Frauenhaftes, eine gewisse Ueppigkeit, die zu ihrer ruhigen Hoheit sehr wohl stimmte. „Du willst fortgehen?" erwiderte sie, scheinbar unbewegt, „bleib bei uns, an Arbeit wird es Dir nicht fehlen."

„Wenn Sie es befehlen, bleib' ich," sagte Zenon.

„Ich habe Dir nicht zu befehlen, ich bin nicht Deine Herrin, leider nicht," fügte sie lächelnd hinzu, „aber ich wünsche, daß Du hier bleibst." „So bleib' ich," murmelte Zenon, die Liebe erstickte seine Stimme, er beugte sich nieder, um das Kleid der jungen Gräfin zu küssen, aber sie reichte ihm rasch die Hand und rief: „nicht das Kleid, küsse mir die Hand." Er preßte seine glühenden Lippen auf diese kleine Hand, die so weiß wie Marmor und so kalt wie Eis war, dann sprang Maria Kasimira schnell die Stufen empor. Sie eilte mit flammenden Wangen in ihr Schlafgemach und warf sich in ihrem Beichtstuhl auf die Kniee nieder. Sie wußte jetzt, daß sie ihn liebte, sie schämte sich dieser Liebe und war stolz auf diese Liebe, sie betete, sie kämpfte, und immer wieder murmelte sie vor sich hin: „Er ist nicht, was er scheint."

„Er scheint ein Bauer zu sein," sagte sie sich endlich, „aber da er den edelsten Charakter, das männlichste, beste

Herz von der Welt besitzt, ist er nicht in der That ein Edelmann? ja, mehr als ein Edelmann, denn Joachim ist ein Cavalier nnd verdient nicht mein Bedienter zu sein."

Zenon schrieb an seinen Vater. Sein Herz drängte ihn, demselben Alles zu sagen, er gestand, daß er das beste Geschöpf von der Welt liebe und nur mit ihr in sein Elternhaus zurückkehren werde. Es beunruhigte ihn nicht wenig, daß er auf diesen Brief keine Antwort erhielt. „Am Ende ist mein Vater krank," sagte er zu dem alten Faktor, „fahre hin, so schnell Du nur kannst, und bringe mir Nachricht." Er arbeitete jetzt mit den Dreschern oder sägte Holz im Schloßhofe. Maria Kasimira, welche früher die Wirthschaftsgebäude gemieden hatte, kam nun häufig, um dem fröhlichen Lied der Tenne zu lauschen, dessen Takt das Herz so traulich berührt. Und als der erste Schnee fiel, der Frost die Fenster mit seinen kunstvollen Gardinen verhüllte, da stand sie oft ganze Stunden und hauchte die Scheiben an, bis ihr warmer Athem die Eisblumen aufthaute und sie Zenon sehen konnte, der im Schnee stand mit frischen rothen Wangen und die großen Holzscheite mit der Hacke zerschlug. Abends saß Zenon mit den Leuten in der Bäckerei und erzählte ihnen, da kam wohl Maria Kasimira unter irgend einem Vorwand, ließ sich auf der Bank beim Ofen nieder und hörte ihm zu und staunte über seinen Geist, seine Art sich auszudrücken. Einmal erzählte Zenon von dem Kosakenhetmann Pawluk, der von den Türken gefangen und als Sklave in das Serail des Großherrn verkauft, das Herz der jungen Sultanin gewann und mit ihr auf einem

schwachen Kahn über das blaue Meer glücklich in seine Heimath entkam. Maria Kasimira lachte. „Erscheint Ihnen diese Geschichte lächerlich?“ fragte Zenon. „Ich werde Dir später sagen, warum ich gelacht habe,“ gab das schöne Mädchen ruhig zur Antwort. Als es für sie Zeit war zur Ruhe zu gehen, befahl sie Zenon die Laterne zu nehmen und ihr zu leuchten. Sie schritten durch den Hof, unter dem flimmernden Sternenhimmel, bis zu der Freitreppe hin. Hier blieb die junge Gräfin stehen. „Weißt Du, weßhalb ich gelacht habe,“ sprach sie, „ich dachte, wie schade es ist, daß ich keine Sultanin bin. Möchtest Du nicht gern mein Sklave sein?“ — Zenon knieete vor ihr nieder. „Ich bin es auch so,“ rief er „und flehe mit den Worten des Poeten:

„Lös' meine Fessel nie! die schwerste wär's der Strafen,
Denn Du bist Gott und Welt und Freiheit meinem Sinn.
Den schönen nackten Fuß setz' auf den Hals des Sklaven,
Gebieterin! Gebieterin!“*)

„Die Sultanin hatte aber keine so häßlichen Stiefel an wie ich,“ lachte Maria Kasimira. „O! setzen Sie den Fuß auf meinen Nacken,“ flehte Zenon. „Nein, nein,“ entgegnete sie voll Hoheit. „Ich beschwöre Sie, es macht mich glücklich,“ rief er, und warf sich mit dem Antlitz zur Erde vor ihr nieder. Sie erröthete, holte Athem und stellte endlich den kleinen Fuß leicht auf seinen Nacken. „Bist Du wirklich glücklich jetzt?“ fragte sie. „Ich bin es.“ „Wie schön das ist, einen Mann, der stark, muthig,

*) Die Schlußzeilen des wunderbaren Gedichtes „Der Sklave“ von Chateaubriand. Die Uebersetzung ist von Ploennies.

edel ist, so vor sich zu sehen. Bleib so, Du machst mir Muth, ich kann Dir sagen" — Sie hielt verschämt inne.

„Was? süße Herrin!"

„Daß ich Dich liebe." Sie zog rasch den Fuß zurück, und wie er sich aufrichtete und nun auf seinen Knieen vor ihr lag, umschlang sie ihn mit ihren schönen Armen. „Das ist ja nicht möglich," flüsterte Zenon. „Mein Herz liegt offen vor Dir, wie vor Gott," sagte sie, „es ist so." Ihre Lippen berührten sich, dann entfloh sie.

In derselben Nacht wurde Zenon plötzlich von Mordechai geweckt. Sein Vater war da. Er erwartete ihn in der Allee. Zenon sank zu seinen Füßen nieder, und Pan Mirolawski küßte ihn und vergoß Thränen und lachte vor Freude und fragte dann sofort: „Wer ist denn die Erwählte, Mordechai wollte nichts von dieser Sache wissen, ist es ein Bauernmädchen? wenn sie Dich nur liebt, mein Alter, und brav ist."

„Sie ist brav, mein Vater," erwiderte Zenon, „obwohl sie ein reiches Fräulein und die Tochter des Grafen Dolkonski ist, und sie liebt mich, trotzdem sie mich für einen Bauern hält."

„Edles Mädchen," rief Pan Mirolawski, „morgen will ich in Deinem Namen —"

„Nein, nein," fiel Zenon ein, „ich habe einen anderen Plan, bei dessen Ausführung Du mir beistehen wirst, nicht wahr? Du wirst so gnädig sein, im Schlosse Deinen Besuch zu machen und ihr einen Brief von mir recht heimlich zuzustecken, und in der nächsten Nacht soll sie mit mir, dem Bauern, fliehen, dann weiß ich, daß sie mich liebt, um meiner Selbst willen liebt, verstehst Du?"

„Weßhalb sollte ich nicht verstehen?“ lachte Pan Mirolawski. —

Am nächsten Tage fuhr er im Schlosse vor, wurde herzlich empfangen und zum Diner geladen. Als er Maria Kasimira erblickte, füllten sich seine Augen mit Thränen, er ging auf sie zu und küßte sie auf die Stirne. Graf Dolkonski fand dies sehr sentimental, die Gräfin lächelte über die eines Landedelmannes würdige Naivetät. Maria Kasimira aber, von einer seltsamen Regung ergriffen, knieete vor dem würdigen alten Herrn nieder und rief: „Segnen Sie mich doch, ich bedarf Ihres Segens.“ Pan Mirolawski legte ihr die Hände auf das schöne Haupt und küßte sie noch einmal auf die Stirne. Als Maria Kasimira sich nach dem Dessert auf ihr Zimmer zurückzog, fand sie in der Tasche ihrer Kazabaika einen Brief. Sie machte Licht und las mit bebendem Herzen: „Herrin! wenn Sie mich lieben, so fliehen Sie mit mir, und zwar noch diese Nacht. Alles ist vorbereitet, geben Sie ein gnädiges Zeichen Ihrem Sklaven.“ —

Das muthige Mädchen ging entschlossen in den Hof hinab, wo Zenon eben das gehackte Holz in die Holzlege warf. Ohne ihn anzusehen ging sie vorüber und flüsterte: „Ich bin bereit.“ Als sie zurückkehrte, fragte sie leise: „Zu welcher Stunde?“ Zenon erwiderte, sich von ihr abwendend: „Um zehn Uhr, auf der Terrasse.“

Als es zehn Uhr schlug, stand an der Gartenpforte ein Bauernschlitten, auf dem Pan Mirolawski in einer Bunda, die Lammfellmütze bis auf die Nase herabgezogen, als Kutscher saß, und Maria Kasimira erschien, in einen großen Pelz gehüllt, auf der Terrasse. Die alte Patrowna

trat aus dem beſchneiten Gebüſch, ergriff ihre Hand und führte ſie. Bei der Pforte ſtand Zenon mit dem Faktor, er warf ſich vor Maria Kaſimira nieder, küßte ihre Füße und hob ſie dann in den Schlitten. Der Jude ſchwang ſich auf den vorderen Sitz neben den alten Herrn. „Mein Liebeszauber hat doch geholfen," flüſterte Patrowna Zenon in das Ohr. Die Peitſche knallte, die Glöckchen erklangen, und ein glückliches Paar flog über die weiße ſchwermüthige Fläche dahin.

Niemand ſprach während der Fahrt ein Wort, nur drückte Maria Kaſimira von Zeit zu Zeit Zenons Hand, die neben der ihren in dem Stroh lag, auf dem ſie ſaßen. Es war noch dunkel, als ſie mitten in einem Walde vor einem kleinen ſchloßartigen Gebäude hielten, über deſſen Thor das Geweih eines Hirſches prangte. „Wo ſind wir?" fragte Maria Kaſimira. „Dies iſt das Forſthaus von Oſtrowjetz," ſagte Zenon. Sie ſah ihn verwundert an. Zwei Diener in Koſakentracht erſchienen mit Fackeln. Zenon hob Maria Kaſimira aus dem Schlitten und trug ſie auf ſeinen Armen bis in den kleinen, mit verſchiedenen Thierköpfen und Geweihen verzierten Saal, in deſſen großem Ofen ein mächtiges Feuer praſſelte und den zwei ſilberne Armleuchter erhellten. Nachdem er ihr den Pelz abgenommen hatte und ſie, in den weichen Polſtern eines türkiſchen Divans ſitzend, die Füße auf dem prächtigen Fell eines braunen Bären ruhen ließ, knieete er vor Maria Kaſimira nieder und ſprach: „Ich bin nicht Der, für den Sie mich halten, Fräulein, ich bin Zenon Mirolawſki, der Sohn des Herrn von Oſtrowjetz."

Sie erſchrak und lächelte aber auch ſchon über ihren

Schrecken, und indem sie die Arme um seinen Nacken legte, flüsterte sie: „Wer Du auch bist, ich liebe Dich, ich bin mit Paschal, dem Bauer, in die weite Welt gegangen und werde Dir, mein Zenon, durch das Leben folgen, wie Du mich führst, durch Freuden und Schmerzen.“ Sein Vater kam, um sie zu segnen und kehrte dann sofort nach Tscherwonogrod zurück. „Man darf ein Vaterherz nicht zu lange in Angst lassen,“ sprach er, „ich eile zu dem Herrn Grafen, um ihm Nachricht zu bringen und zugleich für meinen Sohn den Brautwerber zu machen.“ Das junge Paar blieb allein. Die Glücklichen wurden nicht satt sich anzusehen und sich mitzutheilen, was sie auf dem Herzen hatten. Zenon erklärte, wie es kam, daß ihn die Geliebte als Schnitter auf dem Felde ihres Vaters kennen lernte, sie hörte mit Rührnng und Bewunderung zugleich seine Geschichte, seine Abenteuer, seine Pläne für die Zukunft.

„Ich schäme mich reich zu sein,“ sagte er unter Anderem, „es schauert mir davor, in Glanz und Ueppigkeit zu leben, während meine Brüder Noth leiden. Der Gedanke, durch Wohlthaten die Leiden der Armuth zu lindern, wäre ebenso falsch und ungerecht, als wenn wir mit einem Male darben wollten. Die Wohlthaten, die wir spenden möchten, kämen stets nur einem kleinen Kreis zu Gute, und würden mit uns erlöschen, die Entbehrungen, die wir uns auferlegen würden, müßten uns ungleich härter treffen als Jene, von der Natür roher organisirten, die in Armuth aufgewachsen sind. Ich denke nicht daran, Maria Kasimira, Deine zarten Glieder, gewohnt, sich in schwellendes Pelzwerk zu schmiegen, dem Froste

auszusetzen, aber die weichen Felle der Kaninchen werden Dir denselben Dienst leisten wie Zobel oder Hermelin. Wir wollen nur dem Ueberfluß entsagen, versteh' mich wohl, wir werden niemals jenen Luxus genießen, der stets nur durch die Sklaverei und das Elend Anderer erkauft werden kann. Wir werden mit heiligem Eifer die Lösung dieses schweren traurigen Räthsels suchen, und haben wir sie gefunden, oder glauben wir es auch nur, dann werden wir unseren Ueberfluß dem großen Zwecke weihen, lebendig auszuführen, praktisch zu erproben was wir als das Richtige erkannt."

„Ja, mein Geliebter, das wollen wir," rief Maria Kasimira begeistert aus. Sie hing an seinen Lippen, wie einst Johannes an jenen des Heilands.

„Ich bin noch zu jung," fuhr Zenon fort, „um mir ein Urtheil erlauben zu wollen, aber ich glaube, daß man bisher die Eigenthumsfrage von einer falschen Seite angefaßt hat. Es handelt sich, wie mir scheint, nicht um die ungerechte Vertheilung des Eigenthums, sondern des Lohnes, durch die jene entsteht. Der Arbeiter beklagt sich mit Recht, daß der Hauptgewinn seiner Arbeit einem Anderen zufällt, der nicht arbeitet, nicht zu arbeiten braucht, weil, im besten Falle, seine Vorfahren für ihn gearbeitet, in der Regel aber nur erschlichen und geraubt haben. Eigenthum soll aber, wie ich meine, nur durch eigene Arbeit erworben werden können, und deßhalb muß vor Allem Jedem möglich gemacht werden, entsprechend seiner Leistung zu erwerben."

„Und wie kommst Du, mein Zenon, zu diesen guten liebevollen Gedanken," fragte Maria Kasimira, „was hat

auf Dich diesen edlen Einfluß genommen, Dich von Genuß und Jugendlust so frühzeitig zu so ernsten menschenfreundlichen Bestrebungen geführt?"

„Die Liebe," erwiderte Zenon, „ich bin das einzige Kind meiner Eltern und beide lieben mich, mehr als ich es verdiene, allerdings Jedes in seiner Weise. Bei meinem Vater äußerte sich die Zärtlichkeit durch Güte, bei meiner Mutter durch Strenge, aber beide kamen darin überein, mich, der ich von Kraft und Gesundheit strotzte, ängstlicher zu hüten, als das zarteste Mädchen, und von der Welt und ihren häßlichen Eindrücken förmlich abzuschließen. Ich wuchs auf wie ein Bär, den man in ein Treibhaus gesperrt hat. Mein Vater gab mir nie ein böses Wort. Wenn ich was angestellt hatte, war er es, der mich vor der Mutter versteckte. Ich erinnere mich, wie er mich einmal in seinen Kasten sperrte und als die Mutter, vor der er großen Respekt hatte, mich zu suchen begann, um keinen Verdacht zu erregen, ihr zum Scheine half und laut ausrief: Zenon, wo bist Du? und ich die Sache ernst nahm und eben so laut schrie: hier Papa! und so in die Hände meiner aufgebrachten Mutter fiel, welche dem guten Vater bei dieser Gelegenheit wenig Schmeichelhaftes sagte. Ein anderes Mal sollte ich zur Strafe keine Torte bekommen. Mein Vater sagte nichts, aber stopfte ein ungeheures Stück davon in seine Tasche. In dem Augenblicke, wo er mir es geben wollte, kam die Mutter. „Warum bist Du verlegen?" begann sie. „Ich verlegen," sagte mein Vater und versuchte zu lächeln, „warum sollte ich verlegen sein?" Meine Mutter musterte mich. „Du hast Zenon von der Torte gegeben," rief sie

Der gute Vater wurde roth, nahm sie bei den Händen und küßte ihr dieselben. „Ich werde doch nicht," stammelte er, „wenn Du es verbietest." Die Mutter lächelte böse. „Es wäre nicht das erste Mal. Laß mich einmal Deine Taschen untersuchen."

„Aber wozu? wenn ich Dir schon sage, Du erhitzest Dich ganz unnöthig!" Der Arme wehrte sich verzweifelt, aber schon war die weiße schöne Hand meiner Mutter in seiner Rocktasche und da war auch die Torte. Mein Vater stand da wie ein entlarvter Verbrecher. O! er hat viel Verdruß gehabt um meinetwillen, aber dafür hing ich auch von jeher an ihm und wenn er mir etwas befahl, es geschah zwar selten, aber wenn er einmal seinen Willen äußerte, da gehorchte ich ihm auch blind. Ich habe bemerkt, daß Kinder, die man schlecht behandelt oder gar in der Fremde erzieht, klüger und praktischer aber dafür auch traurige Egoisten werden, während alle jene, die im Elternhause, von Zärtlichkeit umgeben, aufwachsen, ein offenes gutes Herz für alle haben. Der Idealismus entsteht im Menschengemüth durch Liebe, wer liebevoll behandelt wird, der wird auch liebefähig und gütig gegen Andere."

Maria Kasimira umschlang den Geliebten und blickte zu ihm empor, so fromm, so freudig, so ganz erfüllt von zärtlicher Begeisterung. „Es ist doch wahr, sagte sie leise, die großen Gedanken kommen aus dem Herzen."

* * *

Sieben Jahre waren verflossen, welche Zenon mit seiner jungen schönen Frau, fern der großen Welt, ihrem

Glanze, ihrer kleinlichen Eitelkeit und ihren Stürmen, auf dem alten Schlosse Tymbark, das sein Vater ihm zum Geschenk gemacht hatte, mitten in der wilden herrlichen Einsamkeit der Karpaten verlebt hatte. Maria Kasimira hatte ihn in dieser Zeit mit zwei schönen Knaben beschenkt. Sie zog dieselben selbst auf und weckte frühzeitig ihren Geist und ihr Herz, sie leitete die ganze Wirthschaft, überall fühlte man ihre feste arbeitsame Hand, und gewann noch Zeit, sich mit ernsten Studien zu beschäftigen. Zenon sann unermüdlich seinem großen Problem nach, sein Arbeitskabinet füllte sich mit Büchern in allen Sprachen, er zog die alten Chinesen, Inder, Hebräer, Griechen, Römer und Araber ebenso eifrig zu Rathe wie die neueren Franzosen, Engländer und Deutschen. Ihr Leben war sehr einfach. Nur selten empfingen sie Besuche. Niemand kam so häufig wie der alte Mirolawski, der seine Enkel grenzenlos liebte und ebenso verzärtelte wie früher seinen Sohn. Die Bewegungen von 1846 und 1848, der ungarische Krieg von 1849 erschienen an dem reinen Horizonte des glücklichen Paares nur wie ein fernes Wetterleuchten.

An einem Decemberabend des Jahres 1852 war ein für Schloß Tymbark ungewöhnlich großer und lauter Kreis in dem schönen Saale desselben um das winterliche Feuer versammelt. Auf dem türkischen Divan saß Maria Kasimira. Sie war größer geworden und ihre herrlichen Formen zeigten eine ideale weibliche Ueppigkeit. Die Kazabaika von hellblauer Seide mit schwarzem Kaninchenpelz gefüttert und ausgeschlagen, welche sie trug, verlieh der reinen Würde ihres stolzen Kopfes etwas Herrscher-

mäßiges. Zu ihren Füßen spielten ihre beiden Knaben auf einem Bärenfell, ihr zur Seite war der alte Mirolawski. Lenôtre stand, die Hände auf dem Rücken, beim Ofen. Auf einem Rohrstuhl reitend, machte sich Popiel durch seine blaue Brille und sein freches Lächeln bemerkbar. Er hatte auf Kosten seines Gönners, des Grafen Dolkonski, Reisen gemacht, in Wien, Heidelberg und Paris studirt, in den Februartagen auf den Pariser Barrikaden und in Ungarn in den Reihen der polnischen Legion gekämpft, um endlich aus England, wo er viel mit russischen Flüchtlingen verkehrte, als vollendeter Nihilist heimzukehren. Neben ihm hatte ein deutscher Ingenieur, Herr Felbe, sehr anständig, fast furchtsam in einem Fauteuil Platz genommen. Zenon schritt im Saale auf und ab, er liebte es, im Gehen zu sprechen. Man unterhielt sich von der großen Revolution, die eben ihren widerlichen Abschluß durch den Pariser Staatsstreich gefunden hatte.

„Die nächsten Bewegungen," sagte Lenôtre, „werden soziale sein und eben deßhalb viel weitgreifender und zerstörender. Die Eigenthumsfrage drängt jetzt alle anderen in den Hintergrund und mit Recht, denn die politische Freiheit erscheint nur wie ein Hohn, so lange neben ihr die materielle Sklaverei besteht. Der Kampf gegen den Adel und den großen Grundbesitz ist zu Ende, jetzt beginnt jener gegen das Kapital."

„Ich denke, dieser Kampf ist so alt, wie die Menschheit selbst," sagte Maria Kasimira, „wir sehen heute wie vor 6000 Jahren Reiche und Arme, Tyrannen und Sklaven, Ueppigkeit und Noth und fragen uns, ob dieser

Unveränderlichkeit des menschlichen Elends gegenüber von einem Fortschritte der Menschheit die Rede sein kann."

Felbe erhob sich ein wenig auf seinem Stuhl. „Erlauben mir, Gräfin, mir scheint, daß in dem Maße, in welchem mit der Kultur die Dichtigkeit der Bevölkerung und der Luxus zunehmen, auch um so mehr ein Mensch dem anderen das Leben streitig macht. Je näher wir uns dem Naturzustande befinden, um so geringer sind die Bedürfnisse, um so weniger giebt es wirkliche Armuth und um so mehr findet der Mensch beim Menschen Hülfe statt Bedrängniß."

Lenôtre brauste auf. „Loben Sie mir doch nicht den Naturzustand, dieses goldene Zeitalter bestand nur darin, daß Alle gleich roh und gleich arm waren. Die Menschheit ist fortgeschritten, nicht immer gleich rasch, aber wir haben einen ganz respektablen Weg zurückgelegt von der Rohheit, Willkühr, Sklaverei, Unsittlichkeit, zur Bildung, zum Rechte, der Freiheit und der Moral."

„Wozu ereifern Sie sich," spottete Popiel, „was liegt denn am Ende daran, ob die Menschheit fortschreitet oder zurückgeht? Was sind wir denn unter den Millionen von Welten? Einmal wird diese ganze Bevölkerung von der Erde verschwinden und man wird nicht mehr davon spüren wie von einem zertretenen Ameisenhaufen, oder die Erde platzt wie eine farbige Seifenblase und läßt im Weltraume keine größere Veränderung zurück, als wenn auf einer großen Wiese ein Thautropfen weniger ist.

„Ueberlassen wir also alles Gott," fiel Zenon lächelnd ein.

„Nein, nein," fuhr Popiel fort, „wir können uns immerhin mit diesen Problemen beschäftigen, was hätten

wir sonst zu thun? Ich würde Alles nach dem Muster der russischen Bauerngemeinden einrichten. Der slavische Volksgeist kommt den Idealen der großen französischen Communisten entgegen. Wissen Sie, daß Proudhon mein Freund ist? Ja. Die einzige Rettung ist die vom Staate geleitete Gütergemeinschaft. Das Eigenthum muß aufgehoben werden, ebenso natürlich das Erbrecht, die Ehe, die Familie. Auch das Geld muß aufgehoben werden."

„Aber, ich bitte Sie," sagte der Deutsche, „das Eigenthum aufheben, heißt den Impuls der menschlichen Natur zur Arbeit, zum Fortschritt vollkommen lähmen, der Communismus ist nur bei einer niederen Culturstufe möglich, wo eine natürliche Gleichheit besteht, so war es in Israel und ist es jetzt noch in Rußland —"

„Die Instinkte der russischen Race," schrie Popiel auf, „sind mehr werth, als Eure ganze europäische Civilisation. Ueberhaupt haben wir schon zu viel Vergangenheit, Geschichte, Kunst, Alles muß zerstört werden, eine neue, jugendfrische Welt wird entstehen —"

„Ich kann mich nicht dafür begeistern, die Culturarbeit von Jahrtausenden zu vernichten," unterbrach der Franzose den Nihilisten, „ich bin Sozialist. Mein Ideal ist die Gleichheit auf der Basis gemeinsamer Bildung und Wirthschaft, die Vertheilung der Güter nach Maßgabe des Talentes, der Arbeit, des Kapitals, kurz der faktischen Leistung."

„Ich muß gestehen," nahm Zenon das Wort, „daß mir der Sozialismus als ein edler Irrthum, der Communismus dagegen als eine brutale Lüge erscheint. Der Erstere giebt der Menschheit gleichsam ein Sabbath- oder

Erlaßjahr, aber müßte wieder zu einer immer raſcher wachſenden Ungleichheit führen. Er löſt die Eigenthumsfrage nicht, ſondern ſagt nur: fangt wieder einmal von vorne an. Der Communismus dagegen will die Menſchheit ein für alle Mal in eherne Geſetze, wie in Bagnoketten ſchmieden. So lange die Fähigkeiten der Menſchen verſchieden ſind, wäre die Gleichheit des Eigenthums die ſchreiendſte Ungerechtigkeit und Ungleichheit. Wenn Alle, ohne gleiches zu leiſten, gleich genießen ſollen, ſo heißt dies, daß der Starke für den Schwachen, der Fähige für den Unfähigen, der Fleißige für den Trägen ſich mühen ſoll, und würde zur allgemeinen Arbeitsſcheu und Armuth führen, wie bei unſern Bauern zur Robotzeit. Die Gleichheit der Fähigkeiten, die der Communismus folgerichtig anſtrebt, ließe ſich aber nur dadurch erreichen, daß man alle Menſchen auf eine gleich niedere Stufe herabdrückt und auf dieſe Weiſe jede Cultur aufhebt. Wenn der Sozialismus gleiche Bildung und gleiche Genüſſe für Alle verlangt, ſo dekretirt der Communismus die gleiche Rohheit und Barbarei für Alle."

„Der Charakter der großen germaniſchen Race iſt dieſen Theorien ganz entgegen," ſagte Felbe, „er ſtrebt nach der größten Selbſtſtändigkeit des Einzelnen —"

„Sehr richtig," entgegnete Zenon, „aber die germaniſche Race iſt bei weitem nicht ſo zahlreich wie die ſlaviſche und wird daher auch bei der Umgeſtaltnng der Welt nicht ſo entſcheidend eingreifen wie dieſe, und ich glaube zu Aller Glück. Es iſt doch auffallend, daß jener Staat in Deutſchland ſeit hundert Jahren mehr und mehr die Führung übernommen hat, der am wenigſten aus ger-

manischen, sondern vorwiegend aus slavischen Elementen hervorgegangen ist. Worin besteht die Ueberlegenheit Preußens? in den größeren Fähigkeiten seiner Bevölkerung? nein, die überwiegende Mehrzahl deutscher Geister und Talente gehört den anderen Stämmen an. In der Volksbildung? nein, denn dieselbe steht jener anderer deutscher Staaten weit nach. In der Tapferkeit? die Deutschen sind alle gute Soldaten. Diese Ueberlegenheit besteht in der Disciplin, in der Fähigkeit des Einzelnen, sich dem Willen der Gesammtheit unterzuordnen, Tugenden, die nicht deutschen, sondern slavischen Ursprunges sind, denn bei allen rein deutschen Stämmen findet sich das Gegentheil derselben. Das Germanenthum ist der Selbstsinn, die Ungleichheit, die Aristokratie, das Slaventhum der Gemeinsinn, die Gleichheit, die Demokratie. Und deßhalb erwarte ich eine glückliche Lösung aller großen Fragen, welche die Menschheit bewegen, nur von der slavischen Race, ja von ihr erwarte ich die Regeneration der Welt."

„Und in welcher Weise sollte den slavischen Instinkten zufolge die Eigenthumsfrage gelöst werden?" fragte Lenôtre.

„Ich bitte mich für keinen Propheten zu halten," gab Zenon zur Antwort, „ich gebe hier kein Evangelium, sondern das Ergebniß meiner Studien und Beobachtungen, die richtig, aber auch falsch sein können. Das auf dem Judenthum aufgebaute Christenthum ist durch die Gesetze, welche die Naturwissenschaft entdeckt hat, unhaltbar geworden und mit ihm unsere ganze Moral. Die neue Moral kann sich nur auf die Naturgesetze stützen. Die

Natur kennt aber nur ein Ziel: die Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung, auf dieses Ziel richtet sich der Trieb der Selbsterhaltung, der Geschlechtstrieb, der Trieb der Elternliebe. Im Naturzustande äußerte sich jeder derselben im Kampfe gegen die gleichen Triebe Anderer. Im Bestreben, sich und seine Gattung zu erhalten, entstand das Eigenthum und das Erbe, die Sicherstellung des Eigenthums, des Daseins für seine Nachkommen. Mit der Zeit entwickelte sich aber der Mensch, entwickelte sich vor Allem sein Gehirn und in diesem ein höherer Begriff von diesem Triebe, dessen wahre Natur es mehr und mehr erkennt. Aus der Eigenliebe und der Liebe zu seinen Kindern entsteht die Menschenliebe, die Sorge für die Erhaltung der Gattung tritt aus dem engen Kreise der Familie und sucht die ganze Welt zu umfassen. Das Eigenthum, das Erbrecht erscheinen als ein Unrecht, das der Einzelne dem Ganzen zufügt. Man sucht dieses Unrecht gut zu machen. Die Eigenthumsfrage wird aber nur zugleich mit der Arbeitsfrage gelöst werden und scheint mir in ihrem innersten Wesen eine Lohnfrage zu sein. Wie ich mir die Lösung denke? Das Eigenthum wird gemeinsam sein, der Lohn aber individuell, weil er sich nach der Leistung richten muß."

„In dieser Weise," fiel Popiel ein, „sind heute schon die meisten Genossenschaften in Rußland eingerichtet, vor Allem die Fischer am Uralfluß und Peipussee. Aber die Ungleichheit des Lohnes führt naturgemäß wieder zu einer Ungleichheit des Eigenthums."

„Aber zu keiner ungerechten," erwiderte Zenon, „so lange das Eigenthum eines Jeden nur aus dem besteht,

was er durch seine Arbeit erwirbt; ungerecht würde diese Ungleichheit erst dann werden, wenn das persönliche, durch den Arbeitslohn entstandene Eigenthum vererbt würde, dieses wird aber nach dem Tode seines Besitzers wieder an die Gesammtheit zurückfallen müssen, welche von diesen großen zurückfließenden Summen große, der ganzen Menschheit nützliche Anstalten und Unternehmungen in der Art des Suezkanals oder der Verwandlung der Sahara in ein Binnenmeer bestreiten wird. Das Erbrecht hat seine Aufgabe niemals erfüllt, es hat sie im höheren Sinne nicht erfüllt, weil es die Zukunft weniger Kinder auf Kosten der Mehrzahl zu sichern suchte und daher im Bemühen, die Gattung im Kleinen zu erhalten, dieselbe im Großen um so mehr in Gefahr brachte, es hat sie aber auch im Sinne der Elternliebe schlecht erfüllt, weil Eigenthum eine ungenügende Bürgschaft für die Zukunft der Kinder ist. Für diese wird dann ungleich besser und allgemeiner gesorgt werden, denn die Gemeinschaft, der Staat wird sie zur Arbeit erziehen und so lange erhalten, bis ihr Bildungsgang abgeschlossen ist."

„Sie glauben also auch, daß die Familie, dieser große Mensch mit verzehnfachtem Egoismus, unrettbar ihrer Auflösung entgegengeht?" rief Popiel.

„Ich halte dies für unmöglich," sagte Maria Kasimira rasch, fast heftig, „ebenso wie die vollkommene Aufhebung des Eigenthums, würde die Auflösung der Familie und der Ehe uns eines mächtigen Impulses zur Arbeit, zum Fortschritt berauben. Allerdings muß die Ehe leicht geschlossen und leicht gelöst werden können, kein anderes

Band als die Liebe darf Mann und Weib vereinen, aber das Weib zum Gemeingut machen, heißt es noch mehr erniedrigen, als es verurtheilen, zeitlebens die Sklavin eines Mannes zu sein. Das Weib muß frei werden, es darf nicht das Eigenthum des Mannes sein, sondern soll seine Gefährtin werden, es muß vor Allem die gleiche Erziehung und Bildung wie der Mann erhalten und demselben in jeder Beziehung gleichgestellt werden."

„Wenn aber die Frau Mama Anatomie vorträgt oder ein Regiment kommandirt," versetzte Felbe, „wer soll dann die Kinder erziehen?

„Der Staat," gab Zenon zur Antwort, „geben Sie acht, wie stark sich schon in unseren Tagen, in den sogenannten Krippen und Kindergärten, der Zug der Zeit, die Kinder außer der Familie gemeinsam zu erziehen offenbart. Ueberhaupt lege ich auf die Erziehung das Hauptgewicht. Alle Theorien, die besten, scheitern daran, daß sie nur die Formen ändern, während es vor Allem die menschliche Natur zu ändern gilt, an deren verstockter Bestialität alle edeln Absichten der Reformatoren zu Nichte werden. Sehen Sie doch, was aus dem Budhaismus in Hinterindien, China und Mittelasien geworden ist und aus der erhabenen Lehre Christi in der katholischen, russischen, englischen und protestantischen Kirche. Die Erziehung muß bis zu einem bestimmten Alter, bei allen Kindern und bei beiden Geschlechtern eine ganz gleiche sein, dann erst soll, je nach dem sich Geschmack oder Talent offenbaren, eine gründliche Fachbildung folgen. Bis zum zwanzigsten Jahre kann, bei weiser Benutzung der Zeit, jeder Bildungsgang abgeschlossen sein.

Bis dahin leben Alle auf Koſten des Staates, dann beginnen ſie ſich vom Ertrage ihrer Arbeit zu erhalten."

„Aber ich bitte Sie," ließ ſich der Deutſche vernehmen, „wie ſollte der Staat dies Alles durchführen."

„Die Anfänge ſind gegeben," antwortete Zenon lächelnd. „Es iſt merkwürdig, daß es noch Niemandem aufgefallen iſt, wie der Grundſatz: daß das Eigenthum des Einzelnen nur nach dem Willen der Geſammtheit zeitweilig beſteht und alſo faktiſch Geſammteigenthum iſt, längſt in allen unſeren Staaten anerkannt und durchgeführt iſt. Was iſt denn das Recht des Staates, den Einzelnen zu beſteuern und wenn er nicht zahlt zu exequiren, anderes, als die faktiſche Anerkennung der ewigen Wahrheit, daß Jeder, was er beſitzt, nur mit der Zuſtimmung aller Anderen beſitzt, welche von dieſem der Perſon zugeſtandenem Eigenthum, ſo viel ſie nur wollen und oft mehr als der Einzelne, ohne zu verarmen, zu leiſten vermag, für die Zwecke der Geſammtheit in Anſpruch nehmen. Derſelbe Grundſatz liegt dem Rechte der Expropriation Einzelner zu Zwecken der Geſammtheit und der Erbſchaftsſteuer zu Grunde. Von der letzteren zum Communismus iſt nur ein Schritt, denn, ſobald der Staat nur den geringſten Theil einer Erbſchaft für ſich in Anſpruch nehmen, alſo einen Theil des erworbenen Eigenthums der Einzelnen nach ihrem Tode für die Geſammtheit zurückfordern kann, iſt der Boden gegeben, die ganze Hinterlaſſenſchaft einzuziehen. Es iſt alſo in allen civiliſirten Staaten längſt ſtillſchweigend anerkannt, daß alles Eigenthum des Einzelnen als Eigenthum der Geſammtheit anzuſehen iſt, welche es ihm nur

zur Bearbeitung und Nutznießung überläßt, jedoch selbst von Zeit zu Zeit bestimmt, wie viel von dem Ertrage ihr und wie viel der Gesammtheit zuzufallen hat.

Die katholische Kirche erkennt an, daß in der äußersten Noth alles Gemeingut ist und gestattet in diesem Falle, sich fremdes Eigenthum anzueignen.*) Der Boden ist gegeben, der Staat braucht nur einen Schritt weiter zu thun. Wie der österreichische Staat 1848 den Bauern ihre Gründe zusprach und die Herrschaften entschädigte, so wird es früher oder später geschehen, daß der Staat die Fabriken zu Gunsten der Arbeiter ablösen wird. Wenn man erst einmal begriffen hat, daß die Völker jetzt nicht mehr durch Heere, sondern durch ihre Arbeit sich bekämpfen und besiegen, daß die allgemeine Arbeitspflicht für den Staat ungleich wichtiger ist, als die allgemeine Wehrpflicht, wird der Staat die Organisation der Arbeit in die Hand nehmen, wie er jetzt seine Soldaten drillt, kleidet, nährt, wird er seine Arbeiter bilden, einüben, kleiden, nähren, wie er jetzt Kasernen und Arsenale baut, Fabriken, große gemeinsame Werkstätten und Bazare bauen, und wie er seine Soldaten besoldet, die Arbeiter

---

*) „Vom Diebstahl zu unterscheiden ist die sogenannte Nothhülfe, denn in der äußersten Noth ist Alles Gemeingut.“ Lehrbuch der katholischen Moral von Dr. Martin. Mainz 1850. p. 579. Qui pro se, vel alio in extrema necessitate constituto alienum accipit, quantum necessarium est, nec furatur, nec tenetur restituere postea sic absumptum, siquidem re et spe indigens fuit. Theologia moralis Alphonsi de Ligorio. 1822. Mechliniae. Tomus III. De furto. p. 37.

im Verhältniß zu ihrer Leistung entlohnen, denn die Arbeiter sind die Armeen der Zukunft."

Herr Felbe erhob sich wieder halb von seinem Stuhl. „Ich bin gewiß liberal," sagte er, „aber diese Ideen erschrecken mich."

„Darüber erstaune ich keineswegs," sagte Lenôtre, „der Liberalismus ist heute, der neuen Bewegung gegenüber, bereits ebenso konservativ und sogar tyrannisch, wie es früher die Regierungen, die Aristokratie und die Kirche ihm gegenüber waren. Der Liberalismus hat sich überhaupt überraschend schnell abgenutzt. Es zeigt sich jetzt, daß er nur in der Opposition gegen den Absolutismus groß wurde, aber eigentlich nichts Positives und daher vollkommen unfruchtbar ist."

„Wozu ereifern wir uns," sagte der Deutsche lächelnd, „es handelt sich ja doch nur um Utopien."

„Jeder Prozeß in unserer Gesellschaft vollzieht sich nur langsam," versetzte Zenon, „da stets auf einen Fortschritt ein Rückschritt folgt und so braucht die Menschheit zu den einfachsten Dingen Jahrhunderte, ja oft Jahrtausende. In jeder Frage wird geraume Zeit mit Theorien hin und her gekämpft, sobald dieselbe aber, wie jetzt die Eigenthumsfrage, einmal praktisch vor uns steht, will sie gelöst werden. Man kann diese Lösung für einige Zeit aufschieben, aber nicht verhindern. Was war die Grundablösung in Oesterreich anderes, als eine neue gerechtere Theilung des Grundeigenthums, als solch' ein Aufschub? was aber, wenn einmal die Bauern zu Aristokraten und Großgrundbesitzern geworden sind, und der Arbeiter auf dem flachen Lande, wie in den Städten um Brod schreit?

Geschieht die Lösung nicht vorher auf friedlichem, gesetzlichem Wege, wozu das Wahl- und Stimmrecht der Arbeiter der erste Schritt wäre, so wird dann die Noth zu einer gewaltsamen Lösung führen. Es nützt wenig, Systeme aufzustellen, aber es ist nöthig, immer wieder auf das Ziel hinzuweisen, das die Menschheit erreichen muß, erreichen wird. Was blos ein schöner Gedanke, kein Bedürfniß ist, das wird niemals zur Wahrheit werden, was nothwendig ist wird kommen, auch ohne Systeme und ohne daß wir uns darum bemühen. Auch im Leben der Menschheit walten eherne Naturgesetze, die sich unerbittlich vollziehen, man kann sie nicht beschleunigen, aber man kann sie auch nicht aufhalten. Wer hätte zur Zeit des Huß oder Savonarola an Religionsfreiheit geglaubt? wer zu jener Ludwig XIV. oder Friedrich des Großen an die Beschränkung der monarchischen Gewalt? wer hat nicht, vor 100 Jahren noch, die Privilegien des Adels für unverletzlich, die Gleichstellung aller Stände vor dem Gesetz für ein Utopien gehalten? Wie grob schrieb Luther gegen die rebellischen Bauern und noch auf dem polnischen Reichstage von 1780 wurde der Codex des Zamoyski, der die Befreiung der Landleute aussprach, zerrissen und mit Füßen getreten. Ebenso übel ergeht es jenen, welche heute die Eigenthumsfrage zu lösen versuchen, sie wird aber ebensogut gelöst werden, wie jene gelöst wurden. Die Geschichte zeigt uns, daß immer neue arbeitende Klassen hervortreten, zuerst persönliche Freiheit, dann politische Rechte, entsprechender Lohn und endlich Eigenthum erwerben, während zu gleicher Zeit andere, nicht arbeitende, ihre Privilegien ver-

lieren, ihr Eigenthum mit jenen theilen, verarmen. Das Eigenthum wird immer beweglicher, immer mehr getheilt, und wenn nicht früher eine andere Lösung eintritt, so wird das Eigenthum sich endlich selbst aufheben. Heute erscheinen unsere Ideen utopisch, aber wer hätte es vor hundert Jahren für möglich gehalten, daß der Dampf die Stelle des Pferdes einnehmen, daß man statt Feder und Tinte sich des elektrischen Blitzes bedienen und statt mit der Hand, mit dem Fuße nähen wird?"

Lenôtre begann laut zu lachen. Maria Kasimira stand auf, umschlang ihren Mann und küßte ihn.

* * *

Als ich im Jahre 1862 das Paradies am Dniester besuchte und Zenon Mirolawski kennen lernte, hatte er seine Träume, soweit seine Kräfte reichten, verwirklicht und ich muß gestehen, daß dieses lebendig gewordene Utopien einen geradezu überwältigenden Eindruck auf mich machte.

Maria Kasimira, noch immer eine königlich schöne Frau, besaß das große Herz, ihren Mann vollkommen zu verstehen, und die Begeisterung, welche dazu gehörte, sich fern den Freuden der glänzenden Welt, ganz nur einem erhabenen Zweck zu weihen. Sie hatten einige Jahre früher die ausgedehnten Dolkonskischen Güter geerbt, lebten aber bescheiden und einfach von dem Ertrage von Tymbark, das Zenon von seinem Vater erhalten hatte. Nur das Schloß Tscherwonogrod mit dem Garten, das sie bewohnten, hatten sie von der riesigen Erbschaft

für sich behalten, das ganze übrige Besitzthum, bei 10,000 Joch, hatte Zenon nach seinen Ideen in einen kleinen Arbeiterstaat umgewandelt und Tausende von Armen und Unglücklichen aus allen Ständen und Nationen auf demselben angesiedelt. Ein mit großem juridischen Scharfsinn abgefaßter Stiftungsbrief schützte ihn vor Conflikten mit der Regierung. So lange er und seine Frau leben, ist ihnen eine Art Diktatur vorbehalten, in Zukunft soll ein gewähltes Direktorium die oberste Leitung haben.

Als wir zu Pferde die weite herrliche Landschaft durcheilten, war eben die ganze Bevölkerung bei der Arbeit, auf den Feldern, in den beiden Fabriken, die Zenon erbaut hatte, und in den gemeinsamen Werkstätten. Ueberall sah man gesunde fröhliche Menschen und hörte Gesang. Der ältere Sohn des merkwürdigen Paares hatte soeben die Universität bezogen, er studirte Recht und Politik, den jüngeren sah ich auf einem Kornfelde unter den Schnittern. Zwischen dem Schlosse und dem Dniester war eine kleine Stadt entstanden; die Mitte des Platzes in derselben zierte, als Symbol, ein Ameisenhaufen. Es fiel mir auf, daß man nirgends eine Schenke sah.

In dem Augenblicke, wo wir nach Tscherwonogrod zurückkehrten, wurde von zwei kräftigen jungen Frauen in bäuerlicher Tracht ein kleiner, wüst aussehender Mensch, in zerlumpten Kleidern, mit auf den Rücken gebundenen Händen eingebracht. Es war Popiel, der Communist. Maria Kasimira, der vom Volke das Richteramt übertragen war, rief ihm strenge zu: „Was ist mit Ihnen? haben Sie wieder die Gesetze verletzt?“ Er schwieg. Die hübschere der beiden Frauen nahm das Wort. „Statt

zu arbeiten, betrinkt er sich, und bedroht Mädchen und Frauen."

„Genug," sagte Maria Kasimira, „bringt ihn über die Grenze. Er ist aus unserer Gemeinschaft ausgestoßen, und wagt er es noch einmal zurückzukehren, dann wird man ihn zur Arbeit zwingen, wie einen Sklaven. Nur der thätige, arbeitsame, schaffende Mensch ist würdig, ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein."

LANE MEDICAL LIBRARY

This book should be returned on or before the date last stamped below.

10M-12-55-81831

R
902
S12
1882

H902H Sacher-Masoch, L.
S12 Das Paradies am
1882 Dniester.

NAME | DATE DUE

#2,2292